



Leseprobe

Johann Seeger

Die Schule der Redner Historischer Roman

»Ein historischer Abenteuer-Roman mit allem, was dazu gehört: Kampf, Liebe, Verrat, Freundschaft, ein uraltes Geheimnis – und ganz nebenbei auch noch ein spannendes Rhetorik-Seminar. Klasse! Warum kann Schule nicht immer so sein ...?« *Oliver Pötzsch, Autor der Henkerstochter-Saga*

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



Seiten: 768

Erscheinungstermin: 09. August 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Meister der Worte

Mitteleuropa im Jahr 1246. Der Junge Leon, ein in Ungnade gefallener Neffe des deutschen Fürsten Rudolf von Habsburg, wird mit einer gefährlichen Mission betraut: Er soll ein geheimnisvolles Buch in Sicherheit bringen, das dem, der es zu deuten weiß, zu großer Macht verhelfen wird. Unter Einsatz seines Lebens gelingt es Leon, die Schrift an einer rätselhaften Schule für Redekunst nahe St. Gallen abzuliefern. Leon wird als Schüler aufgenommen. Doch selbst hinter den Mauern des mächtigen Ordens sind er und seine neuen Freunde nicht sicher. Welches Geheimnis birgt die alte Schrift? Und wer ist offensichtlich bereit, dafür zu morden?

»Ein historischer Abenteuer-Roman mit allem, was dazu gehört: Kampf, Liebe, Verrat, Freundschaft, ein uraltes Geheimnis – und ganz nebenbei auch noch ein spannendes Rhetorik-Seminar. Klasse!« *Oliver Pötzsch*



Autor

Johann Seeger

Johann Seeger wurde unter dem Namen Jürgen Schulze-Seeger 1966 in einer mittelalterlichen Kleinstadt in Hessen geboren. Seit über dreißig Jahren ist er Unternehmer, Autor und Trainer in der Welt der Rhetorik. Die Macht der Sprache, die Gesetzmäßigkeiten der Manipulation und die dunklen Seiten zwischenmenschlicher Konflikte – in diesem historischen Roman bringt er die Welt des Mittelalters und all dieses Wissen zusammen.

JOHANN SEEGER

Die
Schule
der Redner

HISTORISCHER ROMAN

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Für Inke, Finn und Ben

Dramatis Personae

Auf der Habsburg

Leon, ein Neffe Rudolfs von Habsburg. Entdeckt die Macht der Sprache und gerät hierdurch in enorme Schwierigkeiten.

Albert von Breydenbach, Zisterziensermönch und Leons Rhetoriklehrer. Ein Mann mit undurchsichtiger Vergangenheit.

Uther, Rudolfs Vogt und Gegenspieler Leons. Besessen von der Gier nach Macht.

Richard, Leons Bruder und (leider) eher ein Mann der Tat als der Worte.

Cecile, Fürstentochter Burgunds und versprochene Braut Rudolfs. Verliebt sich in Leon, nicht ganz ohne dessen Zutun.

Catherine und **Mona**, Ceciles Kammerzofen. Eine davon eine Verräterin.

Odo und **Philipp**, Ceciles Brüder und treue Freunde Richards.

Im Wald

Flint, junger Wilderer, vollkommen resistent gegen den Einfluss von Sprache und Stimme.

Anna und **John**, Flints Eltern.

An der Schule der Redner

Maraudon, Rektor, Meister im Haus des Willens, ein Greis von großem Einfluss.

Heraeus Sirlink, Meister im Haus des Weges (Strategie und List), verstrickt sich gern in eigenen Listen.

Hofmann, Meister im Haus des Krieges, Mentor Leons und Berater des Kaisers.

Borkas, Meister im Haus des Wissens, trinkfreudiger Denker mit Willen zur Aufklärung.

Jafira, Meisterin im Haus der Haltung, geheimnisvolle Orientalin, Hüterin der letzten Weisheit.

Berthold, der Cellerar der Schule.

Agnes, die Köchin und eigentliche Herrscherin über Schüler und Lehrerschaft.

Sally und **Ezra**, »Salz« und »Pfeffer«; Küchenmädchen, Agnes' rechte und linke Hand.

Die Schüler

Ben, Sohn jüdischer Kaufleute aus Fulda, der Schlauste und Belesenste von allen.

Konni, kommt überall rein und überall raus. Birgt ein großes Geheimnis.

Hindrick, Widersacher Leons. Immer da, wenn man ihn gerade gar nicht gebrauchen kann.

Wolfger, Handlanger Hindricks, gefühllos und gefährlich.

Angus, schweigsamer Kelte mit Kraft in den Armen.

Die drei **Peter**, Drillinge.

Astrid, braucht keine Redekunst, um andere zu manipulieren.

Historische Personen

Bernhard von Clairvaux (1090–1153), einfacher Abt mit ungeheurem Einfluss, Meister der honigfließenden Rede.

Gottfried von Auxerre (1120–1188), Sekretär Bernhards und Hüter dunkler Geheimnisse.

Friedrich II. (1194–1250), Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, auf der Suche nach der Ursprache Gottes.

Rudolf von Habsburg (1218–1291), unbedeutender Graf mit plötzlichem Aufstieg, Gründer der Habsburger Dynastie.

Einige weitere Kirchenlehrer und Gelehrte, welche in die Geschichte der geheimnisvollen Schrift verwickelt sind: **Petrus Abaelard** (1079–1142), **Malachias** (1094–1148), **Franz von Assisi** (1181–1226), **Antonius von Padua** (1193–1231), **Albertus Magnus** (1200–1280), **Thomas von Aquin** (1225–1274), **Roger Bacon** (1220–1292).

Antike Personen und Mythen

Hermes Trismegistos, dreifacher Meister, in der Mythologie Alchemist, Priester und Erfinder der Schrift. Bei den Griechen als Gott verehrt.

Hanifa, Diebin – die beste des ganzen Hafenviertels.

Der Bund der Erben, Behüter des Wissens um die Schriftrolle des Trismegistos und deren Abschriften.

Der Alte vom Berg, Anführer der Nizariten und Herr über eine Armee von Assassinen.

Johannes der Täufer, Lehrer Christi. Ermordet.

Jesus von Nazareth, Sohn Gottes. Redebegabt.

*»Worte bedeuten Macht.
Sie vermögen es,
große Reiche zu schleifen
und das Antlitz der Welt
zu wandeln.
Wer die Worte beherrscht,
beherrscht die Welt.«*

Aus den Aufzeichnungen des Gottfried von Auxerre,
Sekretär des heiligen Bernhard von Clairvaux,
Anno Domini 1196

Ich lege Dir ans Herz, mich zu vergessen. Denkst Du an mich, während Du dies liest, wird der Blick Dir verstellt sein. Ich erzähle Dir eine Geschichte. Ein Teil von Dir und mir ist in ihr verwoben. Sie fand ihren Ursprung vor sehr langer Zeit, ihren Ausgang erst vor wenigen Jahren.

Doch zuvor beschwöre ich Dich: Vergiss mein Antlitz. Vergiss den Klang meiner Stimme. Vergiss meinen Duft. Die Ereignisse, so wie sie waren und so wie sie sind, sie kämen Dir nicht vor Augen. Lösche alle Erinnerung an gemeinsame Tage, so wie Du das Licht der Kerze zur Nacht erlöschen lässt. Ich selbst bin nicht mehr von Bedeutung.

Was ich hingegen schildere, ist die Wahrheit. Sie verdient Deine Aufmerksamkeit. Jetzt, da ich dies berichte, ist ein Teil der Geschichte für immer vergangen und vergessen. Fortgetragen und verloren im Ganzen, wie ein Tropfen Tinte, gefallen in einen großen Fluss.

Ich aber habe – mehr als das – nie existiert.

Prolog

Deus vult! - Gott will es!

Vézelay, 31. März 1146, Ostersonntag

Tausende waren gekommen. Eine Heerschar von Leibern vor den Mauern der Stadt. Das Volk. Menschen aus allen Teilen des Landes, die Gesichter einem einzigen Punkte zugewandt: dem hölzernen Podium, das in aller Eile auf offenem Feld errichtet worden war. Sie waren gekommen, um den Heiligen zu sehen. Und mit ihm die Geistlichen, Kardinäle und Bischöfe in vollem Ornat. Selbst der König war hier.

Und alles Volk hoffte, der Heilige möge das Wort an sie richten und ein weiteres Wunder wirken. Erlösung aus dem Elend und das Ende der Gräuel, die sie einander zu Lebzeiten antaten. Sie ersehnten ein Zeichen der Gnade und die Vergebung ihrer Sünden. Denn es hieß, Gott selbst spreche und wirke durch ihn.

Auch Gottfried war gekommen. Es war ein gefährlicher Weg von Auxerre bis hierher. Drei Tage entlang des Flusses Yonne nach Süden. Er hatte in heruntergekommenen Herbergen genächtigt, dafür jedes Mal zu viel Geld gezahlt und war noch vor Sonnenaufgang aufgebrochen, um rechtzeitig hier in Vézelay anzukommen. Der heutige Tag war ungewöhnlich warm. Gottfried drängte sich durch die Menge nach vorne. Schweiß lief ihm über den Nacken hinab und hinterließ dort kleine Rinnen

im Staub. Um ihn herum stank es nach ungewaschenen Leibern. Zwiebel- und Knoblauchatem wehte ihn an. Hier und da stank es nach Erbrochenem und dort, wo jemand seine Notdurft achtlos inmitten der Menge verrichtet hatte, nach Exkrementen.

Gottfried sah angewidert auf Ekzeme, Geschwülste und schwärende Beulen an schmutzigen Hälsen. Münder mit faulenden Zähnen. Pack und Pöbel in dreckigen Lumpen. *Das Ebenbild Gottes?*, dachte Gottfried. *Sie unterscheiden sich in Wahrheit nicht von dem Vieh.* Er drängte weiter, schob Männer, Frauen und Kinder beiseite, um näher an das Podium zu gelangen. Gottfried war ein großer Mann und überragte die meisten Menschen hier. Sein dunkles, an vielen Stellen ergrautes Haar war lang und gewellt, doch man konnte auf seinem Scheitel die Reste einer Tonsur erkennen. Bis vor Kurzem war er ein Mönch gewesen. Sein Gesicht war hager und sein rechtes Auge weiß wie Milch.

Nun ging es nicht mehr weiter. Gottfried stand, eingezwängt in einer Gruppe von Bauern, am seitlichen Rand des Podiums. Über ihnen flatterten und knallten Banner im Wind. Einer der Kerle neben Gottfried brummte etwas, das wie ein Fluch klang. Ein anderer antwortete in einem Dialekt, den Gottfried nicht kannte und nicht verstand. Er verdrehte den Kopf, um die Menge zu überschauen. Das Gelände war riesig, und es mochten weit über zehntausend sein, die hier und an den sacht ansteigenden Hängen um die Felder herum dicht gedrängt standen. Noch immer strömten an den äußeren Rändern weitere Menschen hinzu. Man hatte von den Wundern gehört, die das bloße Vernehmen der Stimme Bernhards und seine Gegenwart bewirkten. Geschichten wurden erzählt. Von Verzagten und Schwachen, die mit einem Mal von Mut und Stärke erfasst sein würden, als habe man sie wie einen zuvor leeren Kelch damit

angefüllt. Sieche und Gebrechliche, die geheilt wurden. Blinde, die mit einem Male sehen konnten. *Ein Heiliger. Schon jetzt*, dachte Gottfried. Er wusste um die Quelle, der Bernhards Überhöhung entsprang. Kannte sein Geheimnis. Seine Absicht. Und es graute Gottfried bei dem Gedanken daran.

Selbst auf dem Podium herrschte Gedränge. Als die Oberen der Stadt am Vortag erkannt hatten, dass der Platz in der Kathedrale von Vézelay nicht ausreichen würde, hatte man über Nacht Holz herangeschafft, in größter Eile eine Plattform gezimmert und einige Stühle sowie Bänke daraufgestellt. Von dort oben würde der Heilige zu ihnen allen sprechen. Und dort saßen auch die Edelsten. Königin Eleonore von Aquitanien, Ludwig, König von Frankreich. Umringt von Vasallen, Fürsten, Edeldamen, Geistlichen und Rittern. Die Großen des Reiches. Irgendwo dort musste auch Bernhard sein. Doch Gottfried konnte ihn von seinem Platz aus nicht erkennen.

Das Volk wartete. Es war nun beinahe Mittag, und die Sonne brannte immer heißer. Ein tausendstimmiges Lärmen lag über dem Gelände. Hier und da wurde es von lauten Rufen oder einem empörten Schrei durchbrochen. Etwa dann, wenn jemand bemerkte, dass ihm gerade der Beutel vom Gürtel geschnitten worden war. Das hier musste ein Paradies für Gauner und Taschendiebe sein, dachte Gottfried. Die Menschen standen teilweise so dicht gedrängt, dass man aufrecht hätte einschlafen können, ohne umzufallen. *Wenn es nur nicht so heiß wäre*. In diesem Augenblick begannen die Kirchenglocken der nahen Stadt zu läuten. Das Rufen verstummte, das allgemeine Lärmen erstarb. Eine Weile lang war nur das vielstimmige Dröhnen der Glocken zu hören. Dann verhallten sie eine nach der anderen, und eine große Stille senkte sich über das weite Feld.

Da erhob sich König Ludwig von seinem hohen Stuhl. Er sah

in die Runde der anwesenden Granden und begann zu sprechen. Nur wer ganz nahe am Podium stand, konnte verstehen, was der König sagte. Im Volk machte sich Unruhe breit. Man wollte den Heiligen hören, nicht den König. Derweil tat Ludwig mit langen Sätzen und schwachen Gebärden kund, dass er gedenke, sich dem Kreuzzug nach Jerusalem anzuschließen.

Ein Bauer neben Gottfried gähnte und zeigte dabei ein paar wenige gelbschwarze Ruinen, die früher mal Zähne gewesen sein mochten. Doch Gottfried war überrascht. *Ein Kreuzzug?* Diese Nachricht verwunderte ihn sehr. Noch bis vor wenigen Wochen war der König ein strikter Gegner des päpstlichen Unterfangens gewesen. Wohl vor allem wegen der immensen Kosten, die damit verbunden sein würden. Ein halbwegs taugliches Kreuzfahrerheer bis nach Jerusalem zu führen würde ein Vermögen verschlingen. Ein Vermögen, das Ludwig nicht besaß. Aber noch aus einem weiteren Grund sollte Ludwig eigentlich gegen einen Kreuzzug gestimmt sein: Es war unklar, ob sich der englische König der Unternehmung ebenfalls anschließen würde. Zöge Frankreich mit seinen Rittern allein, ohne England, nach Osten, hieße das, eine empfindliche Blöße im ungeschützten Rücken des Landes zu hinterlassen. England und Frankreich befanden sich mehr oder weniger im Krieg miteinander. Was hatte Ludwig plötzlich dazu bewogen, der Entscheidung Englands zuzukommen?

Da plötzlich sah Gottfried das vertraute Gesicht Bernhards. Der kleine Abt stand auf dem Podium in einer der hinteren Reihen und schaute mit aufmerksamem Blick zu Ludwig und der Menge auf dem Feld. *Bernhard! Natürlich steckt er dahinter! Bernhard hat den König zu dieser unsinnigen Entscheidung bewogen!* Gottfried schluckte trocken. Wie weit würde Bernhard seinen Einfluss noch ausweiten?

König Ludwig hatte schließlich zu Ende gesprochen und warf mit einer einstudierten Geste seinen schweren, mit Goldfäden und Hermelin abgesetzten Umhang hinter sich. Auf seinem Wappenrock darunter prangte für jedermann sichtbar ein blutrotes Stoffkreuz. Die Insignie des Kreuzfahrers! Statt eines Jubels folgte vonseiten der Menge lediglich ein schwacher Applaus. Doch kurz darauf brandete frenetisches Geklatsche auf. Jubel und Gekreisch folgten, als die Menge den Heiligen erkannte. Ein kleiner Mann in einer schlichten Kutte, der an den vorderen Rand des Podiums trat. Dort blieb Bernhard stehen und richtete seinen Blick auf die Menge. Frauen schrien aus Verzückung. Kinder wurden in die Luft gehoben. Der kleine Abt am vorderen Rand des Podiums wartete. Doch Geschrei und Geklatsche wollten nicht nachlassen.

Da hob Bernhard die rechte Hand. Eine kleine Geste. Und sogleich senkte sich Stille über das weite Feld. Bis in die letzten, weit entfernten Reihen der dicht gedrängten Menge. Es war, als wären alle Geräusche einfach in sich zusammengebrochen. Erstickt. Und für diesen kurzen Moment kehrten darüber die Stimmen des Windes und der Natur zurück. Leises Zwitschern der Spatzen und Amseln. Schwalben hoch über ihnen, fiepend auf der Jagd nach Insekten, welche der Luft ihrerseits ein Summen hinzufügten. In weiter Ferne raschelten die Blätter hoher Pappeln sacht im Wind. All das dauerte nur ein paar Herzschläge. Doch alle Menschen auf dem weiten Feld hielten den Atem an, denn sie wollten keines der Worte, die der Heilige nun sprechen würde, verpassen.

Und Bernhard von Clairvaux, der Meister der honigfließenden Rede, begann:

»Modicus quidem sum, sed non modice cupio vos omnes in viceribus Christi Iesu.«

Es war, als würde die Stimme des unscheinbaren Mannes eins mit den Geräuschen der Natur. Sie war für jedermann klar und deutlich hörbar. Selbst am entferntesten Teil des Geländes, so als trüge der Wind sie selbst dorthin. Es wirkte beinah, als käme die Stimme Bernhards nicht vom Podium, sondern von irgendwo weiter oben. *Wie stellt er das an?*

»Ich bin ein geringer Mensch«, übersetzte Bernhard seine zuvor gesprochenen Worte. »Jedoch in keiner Weise gering ist meine tiefe, tiefe Zuneigung für euch alle hier und in dieser Welt. In der Liebe Jesu Christi.« Bernhards Miene war ernst, und er wandte den Blick beim Sprechen in die Menge. Jedem Mann und jeder Frau und auch Gottfried schien es so, als spräche der Heilige nur ihn, nur sie allein an. Das Gefühl, *erkannt* zu sein, kam so plötzlich, als habe jemand überraschend ein Fenster geöffnet. Das Gefühl strömte hinein, in jeden Menschen, der Bernhard zuhörte. Gottfried sah die Resonanz auf den Gesichtern. Es waren nicht die Worte allein, es war die Melodie seiner Stimme. Sein Gestus. Seine *Praesentia*. Und obgleich Gottfried die Wirkweise dieser Rezeptur verstand, sie durchschaute, so konnte er sich ihr in diesem Moment dennoch selbst nicht entziehen. *Wie muss es dann erst den anderen ergehen? Den Ahnungslosen?*

Bernhard sprach von der Bürde des Lebens in diesen schweren Zeiten. Von der Not und der Pein jedes Einzelnen. Von der Sorge um das tägliche Brot, von der Angst vor Krankheit, Gewalt und Tod. Er sprach in klaren, einfachen Sätzen. Von der Plackerei und dem kläglichen Kampf gegen den allgegenwärtigen Mangel. Und er sprach mit jedem Wort aus den Herzen dieser Menschen. Er erreichte damit Fürst, Bauer und Bettler. Frau und Mann und Kind. So kam es, dass die Menschen ihr Leid jäh vor Augen hatten und verzehnfacht spürten. Und sie

fühlten schließlich auch das Leid ihrer Nachbarn zur Rechten und zur Linken. Wie eine heimliche ansteckende Krankheit verteilte sich das Leid aller, bis es überall zugleich ausbrechen und wüten würde. Das ganze Leid des Volkes. Die Gewalt, der Schmutz, die Grausamkeit dieser Welt, in der jeder Einzelne so sehr auf Erlösung hoffte. Schweigend hörten die Tausenden zu. Bis aus der Menge die ersten Schluchzer und leisen Wehklagen zu hören waren. Schmerzenslaute. Das Wimmern von Greisen und das Weinen von Kindern. Bernhard machte eine Pause und sah auf die Menschen.

Es schien Gottfried, als habe der Abt den Punkt erreicht, an dem er das Volk haben wollte. Im nächsten Moment ging Bernhard jäh dazu über, ein Bild unvorstellbaren Grauens zu malen. Ein Grauen, das erst noch kommen würde, wenn die Menschen nicht jetzt die Gnade Gottes erlangten. Wenn ihnen das Seelenheil und die Erlösung des Jenseits auf immer verwehrt würden. Er sprach von der ewigen Marter der Hölle. Er sprach von den Ungläubigen, die gerade dabei waren, die heiligen Stätten der Christenheit zu überrennen und alles abzuschlachten und zu entweihen, was sie dort vorfanden. Er nährte das aufsteigende Grauen, so wie man durch sachttes Pusten in eine zittrige Glut ein Feuer entfacht. Bis sich dieses Feuer am Ende lodern und fauchend durch alles hindurchfressen würde. Fleisch und Knochen. Geist und Materie. Das Feuer blanken, unverstellten Grauens.

Als Gottfried das erkannte, fürchtete er sich. Das Feuer würde sich ausbreiten und wüten unter den Menschen. Zuerst hier auf diesem Feld. Und schon bald im Rest der Welt. Gottfried sah sich um und schien recht zu behalten. Die Menschen waren entflammt. Überall weit aufgerissene Augen, leidvolles Klagen und lautes Schreien. Die Menge wand sich unter Schmerzen. Die Rede Bernhards schwoll indes zu einem Inferno an und

zeichnete ein immer brutaleres und gewalttätigeres Bild des Untergangs.

Gleich ist es so weit, dachte Gottfried, und Übelkeit stieg in ihm auf. Was hier auf den Feldern vor der Stadt geschah, hatte er zuvor schon viele Male gesehen. Er wusste, Bernhard würde nun zum entscheidenden Schlag ausholen. Die Stimme des kleinen Abtes tönte jetzt wie eine Glocke: »Bedenkt, wie viel Kunst euer Gott verwendet, um euch zu erlösen! Als könne er nicht selbst der Seuche des Unglaubens sich entledigen. Begreift: Gott versucht euch! Er versucht uns alle! Um unserer aller Rettung willen! Nicht den Tod will er, sondern dass ihr euch bekehrt und ... lebt!«

Das letzte Wort kam wie ein weiterer Glockenschlag und löste einen Aufschrei des Entzückens aus. Gottfried erschrak indes zu Tode. *Bernhard benutzt ein Schattenwort!* Die Menschen taumelten, schrien, klatschten wie Irre in die Hände und drängten weiter nach vorne, um noch näher an das Podium und den Heiligen zu gelangen. Es wurde geschoben und geschubst. Das Schreien wurde frenetisch. Schmerz und Verzückung lagen darin.

»Lebt!«, rief Bernhard.

»Lebt!«, kam es aus tausend Kehlen zurück. Immer und immer wieder: »Lebt!« Menschen umarmten einander, blickten unter Tränen hinauf zu dem kleinen Abt, dem Heiligen.

Gottfried sah, dass Bernhard lächelte. Der kleine Abt ließ die Massen toben, bevor er schließlich mit einer kleinen Geste der Hand ein weiteres Mal für Stille sorgte und nach einer kurzen Pause auf das Heilige Land zu sprechen kam: »Jetzt bewirken es unsere Sünden, dass dort die Feinde des Kreuzes ihr gottloses Haupt erhoben haben und mit der Schärfe ihrer krummen Schwerter das gesegnete Land, das Land Gottes und der Heiligen, verwüsten!« Ein Raunen ging durch die Menge. Bernhard sprach

jetzt mit einer Stimme, die so klar und kraftvoll wie ein Fluss war, der einen hohen Berg herabfließt und alles an seinem Rande mit sich reißt. »Sie töten, schänden, freveln ungestraft! Soll dies das Ende sein?« Rufe und empörtes Schreien.

Mit einem Mal schien es, als verlangsamte sich die Zeit. Wie beim ersten Mal in Paris, vor mehr als zwölf Jahren. Gottfried hatte damals einige der Streitgespräche zwischen Bernhard und Petrus Abaelard mit angehört. Aber es war am Ende eine von Bernhards Predigten gewesen, die Gottfried dazu bewogen hatte, dem Zisterzienserorden beizutreten. Schon bald darauf wurde er, Gottfried, zu Bernhards persönlichem Sekretär. Von Anfang an war Gottfried zugleich fasziniert und beängstigt von Bernhards Sprachgewalt. Er hatte ihn aus nächster Nähe erlebt. Tagelang mit ihm in einer Kammer gehaust und an Manuskripten und Briefen gearbeitet. Er hatte die ungeheure Autorität und Gewalt, die von Bernhard ausging, auf der eigenen Seele gespürt. Selbst in einfachsten Unterredungen. Und auch im geschriebenen Wort hatte Gottfried mehr und mehr von der Kraft entdeckt, die von diesem Abt und Gelehrten ausging. Ein schwer zu beschreibendes Gewicht in allem.

Und Gottfried hatte schließlich selbst dazugelernt. Er näherte sich dem Geheimnis um Bernhards unheimliche Gabe. Er fand Muster und Zusammenhänge, würde aber allein durch das Studium der Schrift niemals alles Wissen darüber erlangen. In den vergangenen Jahren war er dennoch Zeuge geworden. Zeuge einer Entwicklung, einer *Veränderung*, die Bernhard von Clairvaux durchlief. Der einfache Abt war zum Berater der höchsten Herrscher der Christenheit aufgestiegen. Heute handelte selbst der Papst nach Bernhards Plan und Ratschlag. Ebenso der französische König. Und auch der deutsche König Konrad sowie dessen Gegenspieler Lothar. Fürstenhäuser, kirchliche Würden-

träger und Handelshäuser standen mit Bernhard in Korrespondenz und zweifelsohne unter seinem Einfluss, dachte Gottfried. Eine ungeheure Macht für einen einfachen Abt aus Clairvaux. Ein Abt, der die ihm angetragene Bischofswürde fünfmal hintereinander abgelehnt hatte. In Châlon, in Genua, in Mailand sowie in Langres und in Reims. Alle wollten Bernhard und seine Führung. Doch Bernhard blieb der, der er war: ein einfacher Abt. »Doctor mellifluus«, nannte ihn das Volk, den *Meister der honigfließenden Rede*. Gottfried sah wieder zum Podium. Er selbst war in diesem Augenblick nur einer von zwei Menschen, die wussten, weshalb Bernhard kein Amt der Welt benötigte, um die Geschicke der Menschen dem Willen Gottes und seinem eigenen zu unterwerfen. Außer ihm selbst wusste nur Malachias von der alten, ketzerischen und gefährlichen Schrift. Von der Rezeptur und von dem »Äther«. Was immer auch damit gemeint sein sollte. Bernhard selbst schwieg sich darüber aus und hatte seinem engsten Vertrauten und Sekretär nie einen direkten Einblick in das alte Manuskript gewährt. Doch Bernhard selbst studierte es mit glühendem Eifer beinahe jede Nacht und sammelte das Saatgut für seine Reden. Er hatte seinem Studium Gesundheit und Sehkraft geopfert. Hier, auf dem Feld vor Vézelay, sah Gottfried die Frucht dieser Saat. Und erhielt eine Ahnung davon, was Bernhard noch erreichen würde, wenn er jenem gottlosen Pfad weiter folgte. Auch wenn in diesem Augenblick jeder Mann und jede Frau auf diesem Feld glaubte, es sei Gott, der aus dem kleinen Abt sprach, so wusste Gottfried von Auxerre es besser. Es war die Rezeptur. Sie war die Quelle. Gottfrieds Stirn legte sich in Falten. *Kein einzelner Mensch sollte so viel Macht haben*, dachte er. *Diese Macht gebührt Gott allein!* Eine Frage keimte in Gottfrieds Gedanken: Woher kam Bernhards plötzliches Bestreben, aufs Neue für einen Kreuzzug zu werben?

Warum Jerusalem? Gottfried hatte den Abt zuletzt im Schlaf reden hören. Immer wieder fiel der Name der Heiligen Stadt. *Jerusalem*, dachte Gottfried. *Vielleicht hängt ja wirklich das Heil der Welt davon ab.* Aber eine andere Stimme in seinem Inneren sagte ihm, dass es irgendwie mit diesem verhängnisvollen Manuskript zusammenhängen musste.

Die Sarazenen hatten im vergangenen Jahr damit begonnen, sich gegen die Städte in Outremer zu erheben. Gegen Edessa, Antiochia, Tripolis – und schließlich auch gegen Jerusalem selbst. *Jerusalem!* Die heiligste Stadt der Christenheit war in die Hände der Ungläubigen gefallen. Papst Eugen hatte daraufhin zum Kreuzzug aufgerufen. Doch niemand war seinem Ruf gefolgt. Dann hatte Eugen Bernhard, seinen ehemaligen Lehrer am Kloster Clairvaux, zum Prediger des Kreuzzugs berufen. Seitdem wuchs die Begeisterung für das päpstliche Ansinnen überall dort, wo der kleine Abt predigte. So wie hier. Und selbst die Briefe, die Bernhard eigenhändig verfasste und in alle Lande sendete, taten diese Wirkung. Sie wurden allerorts in Kirchen und auf Marktplätzen verlesen. Und sie entflammten die Menschen auf gleiche Weise wie hier auf diesem Feld. Auf eine Art, die nicht natürlich sein konnte.

Das Versprechen, das Bernhard den Menschen vermittelte, war schlicht: Wer am Kreuzzug teilnähme, den erwartete reiche Belohnung im Diesseits und das ewige Seelenheil im Jenseits. *Wer würde in diesen Zeiten nicht nach einer solchen Gelegenheit greifen?* Auch diese Menschen hier würden sich anschließen. Gottfried sah es auf ihren Gesichtern. Er sah es in ihren Augen. *Wie kann ein Redner – ein einzelner Mensch – so etwas bewirken? Und wie viel Tod wird von hier aus über die Welt im Osten kommen? Aus Worten werden Taten. Aus Taten wird die Welt, so wie sie ist.* Gottfrieds Herz krampfte sich zusammen.

»Quid facitis, viri fortes? Quid facitis, servi crucis?«, donnerte es vom Podium. Bernhard hob die rechte Faust. »Was tut ihr, tapfere Männer? Was tut ihr, Diener des Kreuzes? Wollt ihr das Heilige Land den Hunden und die Perlen den Säuen preisgeben?« Zur Antwort machten sich Protestrufe und aufgebrachtes Geschrei breit. Männer und Frauen riefen laut: »Nein! Niemals!«

Schattenwort. Gottfried hatte diesen Begriff hier und da in Bernhards Aufzeichnungen vorgefunden, ohne wirklich zu begreifen, welches Konstrukt der Sprache dahintersteckte. Aber er hatte es schon mit angesehen. Eine einzelne Phrase, welche das Fass zum Überlaufen brachte.

Die Menge versuchte unterdessen wie von Sinnen, noch näher an das Podest heranzukommen. Dorthin, wo der Heilige stand und seine Worte wie Armeen über sie entließ. Und am Ende wollte jeder nur noch eines: das blutrote Stoffkreuz nehmen und nach Osten aufbrechen. Nach Jerusalem, um es zu befreien.

»Selig seid ihr, die ihr in dieser gnadenreichen Zeit lebt, die ihr ein solches Freudenjahr erleben dürft! Gott bietet euch einen Ausweg! Reicht eurem Schicksal die Hand!«

Die Menschen jubelten und lachten. Sie reckten die Hände und umarmten einander freudetaumelnd. Es schien so einfach. Alle Not würde ein Ende haben. Das Heil war greifbar nahe!

Noch ein letztes Mal hob Bernhard an: »Gürtet euch mannhaft und ergreift im Eifer für den christlichen Namen die glückbringenden Waffen! Deus vult! Gott WILL es!«, donnerte seine Stimme.

Nun gab es kein Halten mehr. Die Massen stürmten nach vorne zum Podium und rissen den dort wartenden Kirchenmännern die geweihten Stoffkreuze aus den Händen. Aber es waren nicht genug für alle da. Kerle rangen um jeden Fetzen Stoff miteinander und zerrissen sie dabei in Stücke, worauf sie mit Fäusten

aufeinander losgingen. Kurz darauf begannen einige von denen, welche leer auszugehen drohten, damit, die Geistlichen zu bedrängen und an deren Kutten und Hemden zu zerren. Offenbar wollten sie aus dem Stoff weitere Kreuze reißen. Die Geistlichen wehrten sich entsetzt. Es wurde getreten, gestoßen und geschlagen. Einzelne Mönche gaben ihre Kutten bald darauf freiwillig her und rannten halb nackt davon. Ein Hauptmann gab seinen Bewaffneten Befehl einzugreifen, doch als sie sich näherten, wurden auch sie von der Menge überrannt. Gottfried sah sich in dem Tumult nach Bernhard um. Er wollte ihn ansprechen. Ihn zur Rede stellen. Ihn aufhalten. Aber Bernhard war bereits verschwunden. Ebenso der König. Wahrscheinlich hatte man sie sogleich fortgebracht. Weg von der tobenden Menge, die jetzt auch das Podium erobert hatte. Holz ächzte und splitterte unter ihrem Gewicht. Gottfried ahnte, was gleich geschehen würde, und versuchte durch das Gedränge an den Rand des Feldes zu gelangen. Auch er wurde gestoßen und geschlagen. Hinter Gottfried krachte es. Das Holzgerüst brach unter dem Gewicht der ekstatischen Menge zusammen. Zerquetschte Körper. Männer und Frauen schrien, Kinder weinten. Doch noch immer rief die Menge wie von Sinnen: »Deus vult! Gott will es!«

Als Gottfried den Rand des Feldes erreichte, stand sein Entschluss fest. Er würde Bernhard das Geheimnis entreißen. Es der Welt offenbaren. Damit nie wieder ein einzelner Mensch eine solche Macht ausüben konnte. Und während noch hinter ihm Menschen im Wahn zu Tode getrampelt wurden und der Hass gegen den Unglauben sich von hier aus über die halbe Welt bis nach Outremer und Jerusalem zu verbreiten begann, verschwand Gottfried von Auxerre. Und mit ihm seine Aufzeichnungen zu den Reden des Bernhard von Clairvaux, dem Meister der honigfließenden Rede.

Erster
Teil

Winter

Habsburg, 14. Januar 1246

Gefrorene Welt. Das nächtliche Land um die Burg lag vom Winter weiß und entblößt unter einem schneidenden Wind. Am Himmel eine niedrige, rasch dahineilende Wolkendecke. Dann und wann trat der volle Mond hervor und übergoss Wälder und Berge mit seinem kalten Licht.

Seine Verfolger würden es leicht haben. Seine Spur im hohen Schnee würde noch tagelang sichtbar sein. Selbst wenn es, so wie jetzt, weiterschneien würde. Eine mit deutlichen Worten bis zum Horizont in die Landschaft geschriebene Einladung: *Hier bin ich! Holt mich!* Doch der Junge hatte keine Wahl.

In seinem Gefängnis, das einmal seine eigene Kammer gewesen war – hoch oben im südwestlichen Turm –, begann Leon damit, sich jedes Kleidungsstück anzuziehen, das sich in der einzig vorhandenen Truhe finden ließ. Viele waren es nicht. Ein zweites Paar Beinlinge, zusätzlich zu dem, das er schon trug. Ein Hemd aus leichtem Flachsleinen und ein weiteres, das sich fürs Erste mit einer Kordel um die Taille schnüren ließ. Als er sich das Hemd über den Kopf zog und der Stoff seinen Rücken berührte, zuckte er vor Schmerz zusammen. Er stand wie erstarrt, bis das Brennen verging und schließlich einem dumpfen Pochen wich. Danach mühte er sich, das Hemd weiter herunterzuziehen, ohne dass die halbwegs verheilten Wunden wieder aufbrechen

würden. Sein Rücken, seine Schultern und sein Hals waren mit Schnitten übersät. Aufgeplatzte Striemen und rosafarbene, wie Dreiecke und Rauten geformte Stellen, an denen die Haut gerade erst in wildem Fleisch nachgewachsen war. Fünf Wochen war es her. Bei der Erinnerung stiegen ihm Tränen in die Augen. Unerträglicher als der körperliche Schmerz war das erlittene Unrecht. Die Demütigung, als er mit entblößtem Oberkörper an einem Strick vor die Versammlung im Hof gezerrt worden war. Zum Ort seiner Bestrafung. Leon hatte Entsetzen und Mitgefühl auf den Gesichtern seiner Freunde gesehen. Den unverhohlenen schadenfrohen Ausdruck auf denen seiner Feinde. Allesamt Menschen, die er schon seine ganze Kindheit lang kannte. Menschen, denen er vertraut hatte.

Unter ihnen war sein Bruder Richard, der als Einziger einzuschreiten gewagt hatte. Er hatte sich zwischen Leon und seine Peiniger geworfen. Sein mutiger Bruder Richard. Den man schließlich mit drei starken Wachen fortschaffen musste, während er weiter schrie und um sich trat wie von Sinnen. In Furcht um ihn, seinen jüngeren Bruder, der jetzt vor seinen unerbittlichen Herrn gezerrt wurde. Rudolf, Graf von Habsburg, Kyburg und Löwenstein. Leons eigener Onkel hatte über ihn hinweggeschaut. Zorn lag in seinem Blick. Aber auch Schmerz. Daneben hatte der Vogt gestanden. Uther. Der Verhasste.

Und dann hatte es begonnen. Leon hatte zu seinem Onkel gesehen, der ihm dies alles antat. Und der zusah, wie sich die Haut auf dem Rücken des Jungen unter den Peitschenhieben in blutige Fetzen auflöste.

Und da waren die verweinten Augen eines Mädchens inmitten all der Männer. Cecile, die man gezwungen hatte zuzusehen.

Fünf Wochen. Die äußeren Wunden würden irgendwann hei-

len und ihre Narben nur noch gezeichnete Erinnerungen an das Erlittene sein. Leon war mit seinen sechzehn Jahren alt genug, um das zu wissen. Aber die Verletzung seiner Seele würde niemals heilen. Auch das wusste er.

Der Junge wischte sich mit dem Ärmel seines Hemdes die Tränen aus dem Gesicht, bevor sie an seinen Wangen festzufrieren drohten. Es war bitterkalt in seiner Kammer, seinem ehemaligen Zuhause, das nun seit Wochen sein Gefängnis war. Seine Sachen hatte man ihm gelassen. Immerhin war er ein Neffe des Grafen. In der Kammer befanden sich neben der Eichentruhe ein schwerer Tisch, ein hoher Stuhl und eine Bettstatt. Diese war nicht mehr als eine mit Stroh gefüllte Matratze auf einem Holzgestell. Die in der Mitte des Raumes aufgestellte spärlich leuchtende Kohlenpfanne konnte die Kälte nicht mildern. Doch immerhin wärmte sie die klammen Hände, wenn man sie ganz dicht darüberhielt. Jetzt glommen die letzten Kohlen darin. Man hatte Leon die Pfanne erst gestern Nacht gebracht. Bestimmt keine Geste der Barmherzigkeit. Wahrscheinlich fürchtete Uther einfach, dass Leon sonst nicht mehr lange genug am Leben bleiben würde. Lange genug, um ein Geständnis abzulegen. Um am Ende doch noch alles zu verraten. Sein Verhältnis zu Cecile. *Albert*. Zugeben, dass er im Besitz des Buches war, und den Ort preisgeben, an dem es sich befand.

Uther hatte sich bei seiner letzten Befragung darauf beschränkt, dem Jungen Holzsplitter unter die Fingernägel treiben zu lassen. Doch immerhin hatte er ihm die Nägel nicht gleich herausgerissen. Das würde aber noch kommen, dachte Leon. Er musste fliehen.

Er beeilte sich, in eine wollene Jacke zu schlüpfen. Bei dem Waffenrock mit dem aufgenähten Wappen Rudolfs zögerte er, zog ihn dann aber doch über. Vielleicht würde das Wappen des

Grafen den späteren Teil seiner Flucht erleichtern. Wenn es denn einen späteren Teil geben sollte. Über den Rock zog Leon seinen eigenen Umhang aus dunklem Tuch. Das kostbare Stück würde wenig gegen Kälte und Wind ausrichten, in der Dunkelheit der Gänge jedoch ein gewisses Maß an Tarnung vor den Blicken der Wächter bieten. Für einen winzigen Moment hielten Leons durchfrorene Fingerspitzen auf dem feinen Gewebe inne, und er erinnerte sich an den Tag, an dem seine Mutter mit einem sauber gefalteten Bündel zu ihm gekommen war und den fließenden Stoff sanft und mit einem Lächeln um ihn gelegt hatte. Es war Leons zehnter Geburtstag gewesen. Und es war ein kostbares Geschenk. Der leichte Stoff, gewebt in einem fernen Land. Ein Tuch, für Könige geschaffen. Leon dachte an den Moment, als seine Mutter die silberne Schließe vor seinem Hals befestigt hatte, dabei seine Wange berührte und innehielt. Sie sah ihn lange an und sagte dann schließlich seufzend: »So ernst. So erwachsen.« Sie umarmte ihn so stark, als wolle sie ihn für immer festhalten. Leon hatte ihre Wärme gefühlt, ihren Duft nach Safran und einer Blüte, die im Sommer vereinzelt an den Flanken der nahen Berge zu finden war und deren Namen er nicht kannte. Dieser Moment in der Gegenwart seiner Mutter war die Essenz seiner Sehnsucht nach ihr. Sie fehlte ihm so sehr.

Er riss sich aus seinen Gedanken und beeilte sich damit, weitere Kleidungsstücke anzulegen. Er schlüpfte in ein abgelegtes Paar Stiefel seines Bruders, die er zuvor mit ein bisschen Stroh von der Bettstatt ausgestopft hatte, damit sie noch ein wenig mehr Schutz vor der Kälte bieten würden.

Er machte sich keine Illusionen, wie lange das anhielte. Er wusste, wenn er überleben wollte, musste er so schnell wie möglich Zuflucht bei anderen Menschen finden. Außerhalb der Reichweite seiner Verfolger. Und außerhalb des Machtbereiches

seines Onkels. Falls bei seiner Flucht aus der Burg alles einigermaßen glatt verlaufen sollte, hoffte Leon auf einen Vorsprung von wenigstens vier bis fünf Stunden. Vielleicht sechs. Wenn er sich an Wege hielt, die für seine Verfolger zu Pferd nur schwer zugänglich waren, könnte er diesen Vorsprung vielleicht bis zum Einbruch der folgenden Nacht halten. Und dann würde er weitersehen.

Er nahm einen Ledergürtel, der so lang war, dass er ihn zweifach um seine Hüfte schlingen konnte, und befestigte einen schmalen Dolch mit klobigem Griff aus geschnitztem Ebenholz daran. Er hatte ihn vor einigen Jahren mithilfe des Hufschmiedes selbst gefertigt. Das Eisen war grob geschliffen und glich mehr einem Keil denn einer Klinge. Aber es war die einzige Waffe, die er besaß. Und er hatte sie gut vor den Wachen des Königs versteckt gehalten. In einem Spalt zwischen einem der Dachbalken und den darüberliegenden Brettern.

Leon zog den Dolch zur Hälfte aus der schwarzen Scheide und betrachtete ihn für einen Moment. *Was für eine wahrlich gewaltige Waffe gegen die Schwerter und Lanzen der Wachen*, dachte er bitter. Immerhin, die Klinge war scharf. Er schob den Dolch zurück. Ein neuer Gedanke schlich heran. Leon fragte sich, ob er ernsthaft bereit sein würde, für seine Freiheit zu töten. Einen Menschen. Eine der Wachen. Schnell wurde ihm klar, dass seine Vorstellungskraft hierfür nicht ausreichte. Die Schultern sackten ihm herab, und er fühlte sich, hier inmitten der drängenden Wände seiner kleinen Kammer, mit einem Mal so schutzlos wie noch nie zuvor in seinem Leben. Doch er musste unbedingt weg von diesem Ort! Nicht allein um seinetwillen. Sondern auch für Albert, seinen Lehrer. Und um das Buch vor dem verhassten Uther in Sicherheit zu bringen.

Er gab sich einen Ruck, beugte sich zur Truhe herunter und

zerrte sie mit klammen Fingern und unter großer Anstrengung von der Wand weg und ein Stück zur Seite. Dann löste er einen großen Stein im Mauerwerk und zog ihn heraus. Dahinter befand sich eine flache Höhlung. Leon griff hinein und zerrte ein dunkles Bündel hervor. Ein lederner Beutel, in dem er in den letzten Tagen den größeren Teil seiner spärlichen Essensrationen versteckt hatte. Viel war es nicht. Selbst wenn er hungerte, würde es ihn bei dieser Kälte wohl kaum länger als vielleicht ein paar Tage bei Kräften halten. Drei verschrumpelte Winteräpfel. Ein Kanten gammeliges Brotes und ein wenig Hafergrütze, welche er zu einem schleimigen Kloß geformt und im eisigen Wind vor dem Kammerfenster getrocknet hatte. Ein trauriger, kleiner Klumpen, der jetzt gefroren war.

Außerdem enthielt der Beutel einige wenige Habseligkeiten, die leicht genug waren, damit Leon sie mitnehmen konnte. Einen Kamm seiner Mutter. Eine winzige Holzfigur, die Gestalt eines ruhenden Vogels, die sein Bruder für ihn geschnitzt hatte. Zwei Silbermünzen, von denen Leon nicht einmal wusste, wie viel sie wert waren und in welchen Gegenden der Welt man mit ihnen bezahlte. Eine kleine, leuchtend rote Feder, die seine Schwester Margret ihm geschenkt hatte. Am selben Tag, an dem er den Mantel von seiner Mutter bekommen hatte. Margret war damals vier Jahre alt gewesen und hatte steif und fest behauptet, dass es sich um eine Phönixfeder handle. Bei näherer Betrachtung hatte sich gezeigt, dass die Feder schlicht mit roter Farbe bemalt worden war. Eine einfache Gänsefeder. Was Margret vehement bestritten hatte. Bei dem Gedanken daran musste Leon trotz seiner hoffnungslosen Lage lächeln.

Doch damit war es vorbei, als er gleich darauf ein in Leder gewickeltes Päckchen aus dem Versteck zog. Er wog es für einen kurzen Augenblick in der Hand, als zögere er, es mitzunehmen.

Was ist so bedeutsam an diesem Büchlein, dass Albert so viel dafür riskiert hat? Albert hatte Leon das Buch bei seinem allerletzten Besuch in der Zelle heimlich zugesteckt und gesagt: »Bring es sicher zu Maraudon, versprich es!« Warum hatte Albert es nicht selbst dorthin bringen lassen? Wenn es wirklich so wertvoll oder so gefährlich war, warum gab er es dann einem sechzehnjährigen Jungen? Nein, einem sechzehnjährigen *eingesperrten* Jungen? Leon seufzte und verstaute das eingewickelte Buch zwischen den anderen Sachen. Er würde es mitnehmen. Und er würde es diesem Maraudon bringen. Wenn seine Flucht gelang.

Er hatte kein Wasser. Nicht einmal einen Schlauch, um ihn zu füllen. Er musste darauf vertrauen, dass er unterwegs genug Bäche und Quellen finden würde, um direkt daraus trinken zu können. Schnee anstelle des Wassers im Mund zu schmelzen würde nicht helfen. Das wusste Leon von Albert. Der hatte ihm erzählt, dass Wanderer in den Bergen verdurstet waren, obwohl sie in ihrer Not jede Menge Schnee zu sich genommen hatten. Die Begründung, die Albert anschließend angeführt hatte, hatte Leon nicht verstanden. Da Albert jedoch in den meisten Dingen recht zu haben pflegte, glaubte er ihm trotzdem. Albert von Breydenbach war ein weiser Mann. *Wo war er jetzt?*

Nachdem Leon alle Gegenstände verstaute hatte, schnallte er sich den Lederbeutel mit zwei Riemen auf den schmerzenden Rücken. Sein Blick fiel auf sein Bett und die zusammengerollte Wolldecke darauf. Sie war schwer. Zu schwer. Auf der Flucht vor Uthers Männern würde alles von seiner Schnelligkeit abhängen. Jedes weitere Gewicht würde ihn nur langsamer machen. Nach einigem Zögern griff er dennoch nach der Decke und wickelte sie sich um Brust und Bauch. Er würde sie zur Not immer noch irgendwo zurücklassen können, sollte sie ihm bei seiner Flucht hinderlich sein.

Ein plötzliches Geräusch auf dem Gang vor der Tür ließ ihn zusammenfahren. Mit angehaltenem Atem stand er wie erstarrt in der Dunkelheit und lauschte. Stille. Wenn jetzt eine Wache die Kammer beträte, wäre sein Plan gescheitert. Doch nichts weiter geschah. Leon atmete aus. Die Wache, die Uther vor der Tür postiert hatte, sollte um diese nächtliche Zeit längst schlafen. Was hatte man von einem sechzehnjährigen, verzärtelten und schwachen Knaben auch zu befürchten? Leon war in der Tat alles andere als ein Kämpfer. Alle wussten das. *Er* wusste das. Zwar war auch Leon, wie es für Kinder adeliger Eltern üblich war, seit frühester Kindheit in der Handhabung verschiedenster Waffen unterwiesen worden. Allerdings nur mit mäßigem Erfolg. Einzig im Bogenschießen hatte er hier und da halbwegs passable Leistungen erbracht. Irgendein steter innerer Skrupel schien seine Entschlossenheit im Umgang mit Waffen zu dämpfen. Seine Reflexe waren für einen wirklichen Kampf viel zu langsam. Es schien, als sei ihm einfach sein Verstand im Weg. Denn er dachte ständig nach. Und wer ständig nachdenkt, bevor er sich zu irgendwas entschließt, steckt unweigerlich viele Schläge ein und teilt infolgedessen nur wenige aus. Leons älterer Bruder war dagegen ein geborener Ritter.

Richard, drei Jahre älter als Leon, hatte eine kräftige Statur. Und seine Bewegungen waren im Kampf von erstaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit. Wenn Richard mit dem Schwert kämpfte, konnte von einem Augenblick zum nächsten ein vollkommen unerwarteter Schlaghagel aus ihm hervorbrechen, der durch keinen Gegner aufzuhalten war. Seinen Stößen wohnte dabei eine Kraft inne, die nicht aus dem Jungen selbst zu kommen schien. Die Richtung einer fließenden Bewegung konnte vollkommen unvorhersehbar in eine beliebige andere übergehen. Richard war eine Naturgewalt, so wie ein Gewittersturm, dem

jeder schutzlos ausgeliefert war. Zuletzt war Richard deshalb der unangefochtene Turniermeister bei Hofe und darüber hinaus. Doch im Gegensatz zu anderen Männern neigte Richard trotzdem nicht zu Hochmut oder Eitelkeit. Er schien lediglich große Freude am Wettkampf zu empfinden und selbst am allermeisten erstaunt über die eigenen Kräfte.

Leon erwog bei der Erinnerung an seinen Bruder zum hundertsten Male, zuerst dessen Gefängnis in der Burg aufzusuchen und ihn zu befreien, bevor er sich selbst durch das Burgtor davonschleichen würde. Aber damit würde er seinen alles entscheidenden Vorsprung verspielen. Es konnte Stunden dauern, bis er ungesehen zu dem Ort gelangen würde, an dem man Richard gefangen hielt. Und er müsste dabei mit unendlicher Vorsicht all die Gefahren umgehen, die auf dem Weg dorthin auf ihn warteten. Sollte man ihn auf seiner Flucht fassen, so würde man ihn stehenden Fußes in das stinkendste Verlies stecken. Dort würde er dann jämmerlich verhungern oder im Schlaf von Ratten gefressen, sollte er nicht gnädigerweise zuvor erfrieren oder an Folter und Erschöpfung sterben. Nein, er konnte Richard im Augenblick nicht helfen. Sosehr er das auch wollte. Nicht jetzt. Leon tröstete sich mit dem Gedanken, dass ja gegen Richard nichts vorlag. Er würde sicher irgendwann freigelassen werden. Leon würde ihn wiedersehen, sollte ihm seine eigene Flucht gelingen, dessen war er sich gewiss. Er dachte an Richards Lachen, und wieder legte sich eine stumpfe Trauer auf sein Herz.

Leon sah sich ein letztes Mal in seiner Kammer um. Der Frosthauhauch seines Atems stand vor seinem Gesicht wie ein weißer Geist. Sein Blick fiel auf das mit einem schweren Fell verhängte Fenster. Der Gedanke an die weiße Welt dahinter, die eisigen Weiten, hohen Berge und tief verschneiten Wälder, die

nächtliche Schwärze über allem ... das Unerbittliche darin ließ ihn schauern.

Endlich riss er sich los, prüfte den Sitz seines Beutels und machte die zwei Schritte zur Tür der Kammer. Vor dem eisernen Schloss kniete er sich auf den kalten Boden und zog den länglichen Haken hervor, den Albert ihm zusammen mit dem Büchlein zugesteckt hatte. Vorsichtig schob er ihn in das Schlüsselloch. Ein leises Schaben von Eisen auf Eisen. Kaum hörbar. Dennoch fuhr ihm das Geräusch durch Mark und Bein. *Leise*, mahnte er sich selbst.

Die Wache war der Grund gewesen, warum Leon lange nach einem anderen Plan gesucht hatte, hier herauszukommen. Doch die einzige Alternative war der Weg durch das Fenster hinunter zum zugefrorenen Burggraben. Aber der lag sechzig Fuß unter ihm, und dieses Hindernis war selbst für geübte Kletterer im Winter unüberwindbar. Die grob gefügten Steine der Burgmauer hatten zwar Ritzen und winzige Vorsprünge, waren jetzt jedoch fingerdick mit Eis überzogen. Der Westwind hatte die Feuchtigkeit in eine Wand aus Glas verwandelt. Dort hinabzusteigen verhiess den sicheren Tod. Nein, es blieb nur die Tür. Und die Wache dahinter.

Leon presste Wange und Ohr an die eiskalte Tür und horchte. Der rasselnde Atem eines Mannes. *Er schläft!* Leon war erleichtert.

Vorsichtig bewegte er den eisernen Haken im Schloss. Er suchte nach dem winzigen Widerstand, der ihm verraten würde, dass er die Sperrfeder gefunden hatte. Da war sie. Vorsichtig drehte er den Haken, während sein Atem am Holz des Türblattes allmählich zu einer dünnen weißen Schicht gefror. Er fühlte, wie sich der eiserne Mechanismus bewegte. Bis zu einer Stelle, an der es plötzlich nicht mehr weiterging. Leon drückte

fester. Es knirschte leise. Aber das Schloss bewegte sich kein Stück.

Die Tür zu dieser Kammer war lange vor Leons Geburt eingefügt worden. Sie war, wie fast alles hier auf der Burg seines Onkels, aus stabilem Eichenholz gefertigt. Vorher hatte sie offenbar zu einem anderen Durchgang der Burg gehört. Jedenfalls passte sie nicht richtig, und Leon vermutete, dass aus diesem Grund auch das Schloss so schwer zu betätigen war. Er hatte eine Idee. Er packte den Türgriff und zog die Tür vorsichtig zu sich heran. Gleichzeitig erhöhte er den Druck auf den Haken, und tatsächlich: Jetzt bewegte sich der Mechanismus. Mit einem kratzenden Geräusch drehte sich der Haken. Es klickte leise. Das Schloss war offen. Leon hielt den Atem an und wartete einen Moment. Als sich draußen nichts rührte, drückte er die Tür vorsichtig einen Spaltbreit auf. Der tanzende Lichtschein einer Fackel drang herein. Wieder zögerte Leon.

Angestrengt lauschte er und bemerkte, dass der rasselnde Atem des Mannes einer völligen Stille gewichen war. Einer dunklen, beinahe fühlbaren Stille.

Plötzlich krachte es, und die Tür wurde nach außen aufgerissen. Von irgendwoher kam ein gewaltiger Tritt, und Leon wurde zurück in das Innere der Kammer geschleudert.

»Was hast du da zu schaffen!?,« bellte eine Gestalt, die jetzt beinahe den gesamten Türrahmen ausfüllte. Leon versuchte sich aufzurichten. Aber die Gestalt rückte nun vor. Leon wurde von einem Faustschlag, härter als der Tritt eines Pferdes, zu Boden geworfen. Der Mann trug eisenbeschlagene Handschuhe, und Leons aufgeplatzte Lippen bluteten. Jetzt beugte sich der Mann über den Jungen, und kurz darauf kam der nächste Schlag. Diesmal traf die behandschuhte Faust Leons Magen, sodass ihm der Atem wegblieb. »Das Fürstensöhnchen will wohl ausfliegen,

wie?« Der schwere Stiefel des Mannes traf Leon seitlich in die Rippen. Etwas knackte. Der Schmerz war unerträglich. »Das wird dich was lehren, Jüngelchen!« Und jetzt erkannte Leon den Mann als einen der Leibwächter Uthers. Der Kerl trat erneut zu, doch diesmal konnte Leon ausweichen. Der wuchtige Tritt verfehlte ihn knapp und traf nur den Beutel auf seinem Rücken. Leon spürte, wie einige seiner Wunden aufbrachen. »Bitte ...«, flehte er, als er wieder zu Atem gekommen war.

Der Wächter hielt inne und sah sich in der Kammer um. Sein misstrauischer Blick fiel auf die Nische hinter der abgerückten Truhe. Er schnaubte wütend und ging erneut auf Leon los. Dann hielt er mitten in der Bewegung inne und schien für einen Moment zu überlegen. Er grinste und nestelte jetzt an seinem Hosenbund herum. »Na, dann werden wir dem Bürschlein mal eine kleine Lektion erteilen«, flüsterte er heiser und grinste jetzt noch feister. Sein weingeschwängelter Atem drang bis zu Leon. Erst jetzt erkannte der Junge, wie betrunken der Mann war. Unfähig, sich zu rühren, sah Leon zu, wie der Mann die Eisenschnalle seines schweren Waffengurtes löste und diesen nun wie einen Ochsenziemer neben sich hielt. Was immer der Kerl vorhatte, es durfte nicht geschehen!

Leon rutschte rückwärts und tastete den Boden nach etwas Brauchbarem ab, um sich zu verteidigen. Ein Stein. Ein Stück Holz. Irgendetwas! Wie wild fuhr er mit frostbetäubten Fingern über den eiskalten Stein. Seine Zunge schmerzte, weil er bei dem letzten Tritt des Mannes offenbar darauf gebissen hatte.

Dann schlug der Kerl zu. Die eiserne Schnalle des Gürtels traf Leon im Gesicht. Er schrie auf vor Schmerz, doch im selben Moment fanden Leons Finger den eisernen Fuß der Kohlenpfanne. Leon packte zu. Der Mann grunzte unterdessen und holte erneut mit dem Gürtel aus.

Leon aber richtete sich auf, umfasste den Fuß fester und riss die Kohlenpfanne mit aller Kraft nach vorne gegen seinen Angreifer. Funken stoben, als sich die Glut mit einem Zischen und Knistern über Gesicht und Brust des Mannes ergoss. Die eiserne Pfanne fiel krachend zu Boden. Der Mann brüllte vor Schmerz und versuchte im gleichen Moment, sich von den glühenden Kohlen zu befreien, die über den Halsausschnitt in sein Wams gedrunken waren. Er schien nichts mehr sehen zu können, ging auf die Knie und schlug wie wild auf seine Brust und die Glut. Währenddessen brüllte er wie von Sinnen. So laut, dass es bis in die letzten Winkel der Burg zu hören sein würde. *Das muss sofort aufhören!* In Panik sprang Leon auf und warf den Mann mit seinem ganzen Gewicht nach hinten. Unter der dicken Wolldecke, die immer noch um Leons Leib gewunden war und die sich nun auf das Gesicht des Angreifers presste, erstickte das Brüllen zu einem dumpfen Stöhnen. Aber der Mann wehrte sich nach Kräften.

Leons Hände griffen nach dem wild um sich schlagenden rechten Arm des Mannes und umklammerten ihn fest. Gleichzeitig versuchte er mit seinen Beinen, den anderen Arm des Mannes zu Boden zu drücken. Er presste sein rechtes Knie, so gut es ging, in dessen Armbeuge. Der Mann war offenbar zu betrunken, um überlegt zu handeln, und strampelte stattdessen unkontrolliert herum.

Unterdessen fraßen sich die glühenden Kohlen weiter durch dessen Haut, und der Schmerz trieb ihn in pure Raserei. Leon drohte jeden Augenblick angehoben oder zur Seite geschleudert zu werden. Ein ums andere Mal traf ein Schlag der behandschuhten Faust Leon ins Gesicht. Tränen schossen ihm in die Augen. Als die Faust des Mannes unmittelbar danach erneut traf, knackte Leons Nase. Vor Schmerz halb blind, packte der

Junge den frei geworden Arm des Mannes am Handgelenk und versuchte mit anschwellender Panik, ihn zu Boden zu drücken, während sich seine beiden Beine um den anderen Arm des Mannes klemmten wie ein Schraubstock.

Der stämmige Mann röchelte unter Leons Bauch. Die Raserei verebbte. Dann brüllte er wieder in den Stoff der Decke. Er bekam offenbar immer weniger Luft. Ein ersticktes, panisches und luftloses Husten folgte. Plötzlich überkam den Jungen ein jäher Schwall von Mitgefühl, und beinahe hätte er losgelassen. Aber dann wäre es um ihn und seine Flucht geschehen gewesen. Und damit um seine letzte Chance, weiteren Strafen und dem sicheren Tod zu entgehen. Und wichtiger noch war das Buch. Es musste unbedingt an den Ort seiner Bestimmung gelangen. Er hatte es Albert geschworen.

Bei diesen Gedanken nahm die Kraft des Jungen wieder zu. Er klammerte sich jetzt wie besessen fest, Schweiß stand ihm auf Stirn und Nacken. Von irgendwo weiter unten drang der Gestank verkohlten Fleisches herauf. Leon musste würgen, so beißend war der Brodem der sterbenden Haut. Krampfartig verstärkte Leon seinen Griff zum letzten Mal. Schmerz schoss durch Arme und Schultern des Jungen. Bald erschien es ihm, als könne er diese Anstrengung keinen Lidschlag länger aufrechterhalten. Die Zeit verlangsamte sich und gerann zu einer Ewigkeit, während die Bewegungen des Mannes immer schwächer wurden. Erst jetzt bemerkte Leon, dass er weinte. Lautlos wie ein kleines Kind in einem schrecklichen Albtraum weinte er vor Angst und Wut, während unter ihm ein betrunkenener Mann erstickte. Ein Mann, der sich einem verlorenen Jungen und dessen Willen zu überleben in den Weg gestellt hatte.



Uther von Barkville trat an das brennende Kaminfeuer und stemmte sich mit der behandschuhten linken Faust gegen den Sims darüber. Er war groß, vornehm gekleidet, und sein ganzer Habitus drückte Einfluss und gesellschaftlichen Status aus. Der rote Schein der Flammen glänzte schwach auf seinem kahl geschorenen Schädel. Er schien nachzudenken, während seine grauen Augen in die Glut sahen und sich jetzt zu Schlitzeln verengten. Alles war schiefgegangen.

Aus der Dunkelheit hinter ihm drang eine kalte Stimme.

»Wo ist das Buch, Uther?«

Uther spürte einen Schauer im Nacken und wandte sich zu der Gestalt um.

»Ich habe es nicht!«, antwortete er.

Als die Stimme daraufhin schwieg, fuhr Uther fort.

»Albert hat sein Geheimnis mit ins Grab genommen.« Zynismus tropfte aus seinen Worten, als er hinzufügte: »Wenn man ihm denn eines gegraben hätte.«

»Was ist geschehen? Redet«, sagte die Stimme unverhohlen missbilligend. Vor dem nächtlichen Winterhimmel hinter dem Fenster war die Gestalt nur ein schemenhafter Umriss. Ebenso schemenhaft schien die Stimme selbst. In ihr lag eine kalte Ablehnung. Und noch etwas anderes, seltsam Alarmierendes. So wie ein leiser Brandgeruch.

»Wir haben ihn verhört. Wie Ihr es befohlen hattet«, sagte Uther. Eine Eigenart der anschließenden Stille drängte ihn dazu, weiterzusprechen.

»Nichts!«, sagte Uther und beantwortete damit die unausgesprochene Frage. »Der Alte verfügte über eine Macht, die ihn gegen all meine Versuche verwahrt hat. Am Anfang hat er einfach nur geschwiegen. Später fing er an, mich und meine Leute zu verhöhnen. Meine Männer haben ihn am Ende fertiggemacht.«

Die Erinnerung daran erzeugte eine Übelkeit in Uther, die er sonst angesichts solcher Behandlungen selten empfand. In der Vergangenheit hatte er die Gefolterten eher mit einer Mischung aus Berauschtigkeit und kühler Wissbegierde leiden sehen. Die Übelkeit musste daher rühren, dass sowohl Uther als auch sein Meister sich so nahe am Ziel wähnten und nun mit leeren Händen dastanden. Ratloser denn je.

Nachdem Alberts Schüler, die Neffen des Grafen, verhaftet waren, hatte Uther Albert von Breydenbach zum Schein gewährt, die Burg zu verlassen. Albert war daraufhin allein aufgebrochen. Wahrscheinlich mit dem geheimen Ziel, die Schule Maraudons zu erreichen. Uther hatte Albert verfolgen lassen. In der nächsten Ortschaft hatten sie ihn dann aufgegriffen, befragt, später bedroht und schließlich brutal gefoltert. Drei Tage dauerte der Toteskampf des alten Mannes. Sie hatten seine Knochen und Gelenke gebrochen und ihm schließlich mit glühenden Zangen die Haut Streifen für Streifen vom Leib gerissen. Uther empfand Abscheu und Wut bei der Erinnerung an Alberts gefasstes Antlitz während dieser gründlichen Tortur. Es schien, als habe der alte Mann sich an einen weit entfernten Ort zurückgezogen. Einen Ort, an dem ihn offenbar kein Schmerz erreichen konnte.

Als der Körper des alten Mannes am Ende der Folter erlag, hatte dieser keine Silbe über Gottfrieds Buch und dessen Versteck verraten. Er hatte nur noch wenig gesprochen. Flüsternd, sodass Uther sich mit dem Ohr Alberts zertrümmertem Gesicht nähern musste: *»Verborgen ist, wonach Ihr trachtet ... Nicht ... für Euch und Euresgleichen ... sagt das Eurem Meister ...«*

»Ihr habt einen unverzeihlichen Fehler begangen«, sagte jetzt die Gestalt am Fenster. »Ihr hättet ihn nicht sterben lassen dürfen!«

Uther nickte schuldbewusst. Albert war im Besitz von Gott-

frieds Buch und deshalb der Einzige, der damit über einen Zugang zum *Schattenwort-Manuskript* verfügte. Der letzte Hinweis darauf, wo es sich befand, war in Gottfrieds Buch versteckt. Gottfried von Auxerre musste in seinen letzten Tagen beinahe ununterbrochen daran gearbeitet haben. Auf seinem Sterbebett, zu dem niemand anderer Zugang hatte als sein persönlicher Sekretär. Dieser Sekretär war Albert gewesen – Albert von Breydenbach, der sich hier bei Rudolfs Vater als Hauslehrer eingeschlichen hatte.

Die Stimme am Fenster flüsterte nun mit drohendem Unterton: »Ich habe nicht zwei Jahrzehnte nach ihm gesucht, nur um jetzt das Geheimnis einfach so mit ihm gehen zu lassen. Ihr wisst, was das bedeutet.«

Uther schluckte. Er wusste es sehr wohl, erwiderte aber nichts.

»Solltet Ihr Gottfrieds Buch nicht finden, werdet Ihr Albert dahin folgen, wo er jetzt ist, und ihn in der Hölle befragen.«

Uther wusste nicht, was er noch tun sollte. Er hatte sämtliche Räume, in denen Albert sich je aufgehalten hatte und in denen er das Buch hätte verstecken können, mehrmals durchsuchen lassen. Der alte Hundsfott musste es rechtzeitig verborgen haben. Aber Uther konnte ja schlecht Rudolfs Burg Stein für Stein auseinandernehmen.

»Also strengt Euch an.« Es war, als kröchen die Worte des fremden Schattens am Fenster durch den Raum herüber wie Gekritzel. Nun kamen sie wie Faustschläge: »Und ... bringt ... es ... mir!«

Uthers kahl geschorener Schädel färbte sich rot. Furcht erfasste seinen Körper, und gleichzeitig ärgerte er sich darüber, dass die Stimme seines Meisters noch immer eine solche Macht über ihn besaß. Heute, da Uther selbst ein einflussreicher, ge-

lehrter Mann und persönlicher Ratgeber Rudolfs war, konnte er es sich nicht erklären, warum er noch immer vor dieser Stimme zitterte. Etwas darin schien nicht über den Weg der Ohren zu ihm zu dringen. Schleichend und unmerklich, wie ein Schemen oder ein leises Gift, konnte sie sich in seinen Gedanken ausbreiten und ihn mit unsäglicher Angst anfüllen. Darum erschrak Uther, als sie erneut erklang.

»Denkt nach, Uther. Hatte Albert Vertraute an diesem Hof?«

»Nein. Er war derselbe Einzelgänger, den Ihr seinerzeit kanntet. Gewiss, er beriet den Grafen und seine Familie. Doch zu keinem pflegte er ein so enges Verhältnis, dass man von einem Vertrauten hätte sprechen können. Ich selbst versuchte in den vergangenen zwei Jahren, Zugang zu ihm zu erlangen. Doch Albert misstraute mir von Anfang an. Obwohl wir einst an derselben Schule lehrten. Er misstraute mir, so wie er jedem anderen in seinem Umfeld zu misstrauen schien. Er kannte zudem Teile meiner Vergangenheit. Nicht alles. Aber einen Teil, der wohl Grund genug war, seinen Argwohn mir gegenüber in Vorsicht zu wandeln. Mein Amt an der Schule. Meine Verbindungen zu Euch und zu Friedrich. Und wenn Albert sich mir gegenüber auch bemühte, freundlich und aufmerksam zu wirken, so hielt er doch sein Herz und seine Gedanken fester verschlossen als eine Jungfer ihren Schoß.«

»Was ist mit seinen Schülern?«

»Albert hat Rudolfs Neffen unterrichtet. Leon und Richard sind die Kinder seines Bruders Hartmann. Aber Richard, der Ältere der beiden, ist nicht recht begabt für Philosophie und Redekunst. Leon dagegen schien ein echter Musterschüler zu sein. Albert und er verbrachten viel Zeit miteinander. Ich meine, bevor das alles passierte. Ich fand Mittel und Wege, ihren Unterricht zu überwachen. Aber außer dem üblichen Geschwafel um

Wort, Einfluss und Gedanke hörte ich nichts von Verdacht. Albert sprach in seinen Unterweisungen weder von seiner Vergangenheit noch von den Aufzeichnungen Gottfrieds oder dem Bund der Erben selbst.«

»Kommt es dennoch in Betracht, dass Albert dem Jungen die Aufzeichnungen anvertraute? Vielleicht ohne ihn über den wahren Gehalt aufzuklären?«

»Unwahrscheinlich. Aber ich habe auch das überprüfen lassen. Leon sitzt seit mehr als fünf Wochen in Haft. Wir haben ihn ... befragt.« Er schüttelte den Kopf. »Er weiß von nichts und hatte seit seiner Verhaftung keinen Kontakt zu Albert. Das heißt ...« Uther brach ab.

»Das heißt?«, lauerte die Stimme.

Uther lächelte gequält. Er wusste, dass er seine Gedanken seinem Meister gegenüber nicht verbergen konnte. Ein einziges Wort von ihm genügte, und Uther würde sein Inneres nach außen kehren. Uther sog hörbar Luft ein und sprach weiter.

»Bevor ich Albert zum Schein abreisen ließ, wollte er den Jungen noch einmal sehen. Er wollte sich von ihm verabschieden. Ich war dagegen, doch Rudolf hat dem Drängen des Alten nachgegeben und ihm einen letzten Besuch gestattet. Eine meiner Wachen war bei dieser Zusammenkunft zugegen, und ich habe meinen Männern befohlen, die Kammer danach von oben bis unten zu durchsuchen.«

Die Gestalt am Fenster stieß einen leisen Fluch aus.

»Durchsucht die Kammer erneut. Aber tut es diesmal gründlicher, wenn ich Euch das raten darf. Durchsucht den Jungen! Stellt die Kammer auf den Kopf, oder reißt sie meinetwegen ab! Das Buch muss sich in der Burg befinden. Es kann nicht anders sein.« Wieder dieses Kriechen in der Stimme, das Uthers Eingeweide wie mit Raureif überzog.

»Wie Ihr wünscht, Meister. Ich werde ...«

»Jetzt!«, schnitt ihm die Stimme das Wort ab. Und nur wenige Lebende auf der Welt vermochten es, sich dem Einfluss dieser Stimme zu widersetzen.

Uther eilte zur Tür und rief nach den Wachen. Wenn er das Buch nicht in der Kammer fände, würde er den Jungen erneut befragen. Jetzt gleich. Ein letztes Mal. Und wenn es sein musste ... bis zu dessen Ende.



Leon konnte nicht sagen, wie lange er nach dem letzten schwachen Zucken des Körpers unter ihm einfach nur dagelegen hatte. In der Mitte seiner Kammer. Quer über dem erstickten Wachmann. Seine vor Verkrampfung steifen Arme umklammerten ihn noch immer. Noch ein paar Atemzüge lang lag der Junge so da. Als er sich schließlich von dem Toten herabrollte, fürchtete er noch immer, der massige Kerl könnte sich gleich wieder erheben und ihn erneut angreifen. Leon richtete sich mühsam auf und wich langsam rückwärts, fort von dem Leblosen, bis er das Holz der Truhe hart in seinem Rücken spürte. Dabei starrte er unentwegt auf den toten Körper. Seine gebrochene Nase pochte heftig, und Blut floss ihm daraus über das Kinn. Doch weder Schmerz noch das Rasen seines Herzens durchdrangen die dumpfe Taubheit, die Leon in diesem Moment empfand.

Endlich stand er auf und ging vorsichtig zur Tür. Noch einmal horchte er nach draußen und spähte dann hinaus. Keine Menschenseele. Keine Schritte, die sich näherten. Der Lärm schien unbemerkt geblieben zu sein. Vor ihm lag das oberste Podest des Treppenhauses. Die Habichtsburg, wie sie ursprünglich genannt worden war, bestand eigentlich aus zwei Burgen.

Der Ort, an dem Leon sich jetzt befand, gehörte zur »hinteren Burg« am südwestlichen Ende der Anlage. Der Turm hatte einen beinahe quadratischen Grundriss von etwa zehn Schritt Seitenlänge. Die Mauern waren dick und hatten im oberen Teil nur wenige schmale Fenster. Nur wenn der volle Mond für einen Herzschlag lang einen Riss in der Wolkendecke fand, flackerte kurz ein schwaches Licht herein. Sonst war es stockfinster.

Leon wandte sich nach links zum obersten Absatz der Treppe, die direkt vor seiner Kammer begann und entlang der Außenmauer des Turmes nach rechts unten zum Palas führte. Leon betrat vorsichtig die oberste Stufe, spähte nach unten und stieg schließlich hinab. Er sah jetzt, dass irgendwo weiter unten eine einzelne Fackel brannte. Er erreichte den nächsttieferen Absatz und lauschte, ob sich hinter der Tür, die von hier abging und zum Dachstuhl über dem Palas führte, ein Geräusch zu vernehmen war. Doch wieder nur das leise Heulen des Windes zwischen den Dachziegeln.

Noch einen Treppenabsatz tiefer führte ein Gang nach rechts zu den Schlafgemächern der gräflichen Familie. Leon erwartete, dass hier Wachen aufgestellt wären. Doch das Treppenhaus war auch hier leer. Rasch schlich er an dem Gang vorbei und weiter die Treppe hinab. Jetzt kam er an den Absatz, der zu den repräsentativen Sälen der Burg führte. Seitlich davon lief ein Gang am großen Saal vorbei zum Gesindehaus. Und in diese Richtung musste Leon sich wenden, um von da aus über den Hof, an der Kapelle vorbei und zum Torhaus im Nordosten der Burg zu gelangen.

Leon hatte mehr als die Hälfte seines Lebens auf der Habichtsburg verbracht. Er kannte hier bis auf die verschlossenen Kammern der unteren Verliese jeden Winkel, jedes Schlupfloch und jeden Stein. Er wusste, wo die Wachen ihre Stuben hatten und

wann und wo sie Posten bezogen. Sorgen bereiteten Leon deshalb nicht die Wachen, sondern die Hunde.

Seit den Jahren der ersten Überfälle durch die Tiefensteiner wurden nach dem Löschen der Lampen und dem Zubettgehen der Fürstenfamilie und Bewohner scharf abgerichtete Hunde in die Gänge zwischen den Wachposten geführt. Kräftige Bestien. Sie strichen vor den verschlossenen Türen der Bewohner in den Gängen umher und wurden am Morgen von den Wachen wieder in ihre Zwinger gebracht. Des Nachts aber liefen sie frei herum.

Hin und wieder sah einer der Männer nach ihnen, wenn mal wieder eine der Bestien knurrte. Richard hatte seinem kleinen Bruder damals erzählt, dass die Hunde einmal einen Eindringling aufgespürt und bei lebendigem Leibe aufgefressen hätten. Leon hatte seinem Bruder geglaubt und die Hunde deshalb gefürchtet wie Ungeheuer. Doch Leon war jetzt kein Kind mehr. Und er musste so schnell wie möglich aus der Burg. Gebückt und dicht an die Wand gedrängt, schlich er weiter. Immer wieder hielt er an und lauschte, ob sich nicht irgendwo in der Dunkelheit ein scharrendes Geräusch von Krallen oder das leise Hecheln eines Hundes ausmachen ließe. In der Finsternis tasteten seine Hände entlang der frostüberzogenen Wände.

Mit einem Mal verschwand die Wand zu seiner Rechten. Der Gang führte hier um eine Ecke. Ein merkwürdiges Gefühl überkam Leon. Ein diffuses Unbehagen, ähnlich einer Vorahnung. Vorsichtig ging er in die Knie. Er beugte sich vor und sah um die Ecke. Aus irgendeinem Grunde konnte er sich plötzlich nicht mehr rühren und starrte wie gelähmt in die Schwärze vor ihm. Draußen vor dem Fenster öffnete sich gerade ein Spalt in der Wolkendecke, und Mondlicht fiel herein. Die Bestie hob den Kopf und sah in Leons Richtung. Das anschwellende Knurren ging Leon durch Mark und Bein.



Uther hatte nach den Wachen gerufen, um die Kammer des Jungen ein weiteres Mal auf den Kopf zu stellen. Er wünschte, dass sie diesmal fündig werden würden. Wenig später eilte er, gefolgt von zwei Männern, über die Brustwehr zum Eingang des südwestlichen Turms. Zwei weitere Männer schlossen sich ihnen dort an.

Der Vogt bewegte sich mit der Kraft und Behändigkeit eines jungen Mannes, obgleich er schon weit über vierzig war. Eine Entschlossenheit ging von ihm und jeder seiner Gesten aus. Jetzt, da er die Präsenz seines Meisters nicht mehr spürte.

Einer seiner Begleiter eilte an ihm vorbei über den Wehrgang und öffnete dienstbeflissen die Pforte zum Turm. Uther ging hindurch und stieg die steinerne Treppe hinauf. Dieselbe, über deren oberen Teil Leon wenige Minuten zuvor in die entgegengesetzte Richtung hinabgestiegen war. Als Uther Leons Kammer erreichte, erkannte er auf Anhieb, dass etwas nicht stimmte. Die Wache war verschwunden, und die Tür zu dem Raum stand einen Spaltbreit offen. Uther fluchte, riss die Tür auf und trat in die Kammer.

Im Schein der Fackeln sah er einen Mann am Boden. Er lag inmitten der Asche einer umgestoßenen Kohlenpfanne und rührte sich nicht. Es roch nach verbranntem Fleisch. Eine der Wachen drängte an Uther vorbei und trat dem Mann in die Seite. Er war offensichtlich tot. Die Wache beugte sich über den Leichnam und sagte knapp: »Es ist Giles.«

Uthers Körper spannte sich. Mit geballten Fäusten und gesenkter Stirn stand er da. Zornesadern traten an den Seiten seines kahl geschorenen Schädels hervor. Die übrigen Wachen wagten offenbar nicht heranzutreten und starrten stattdessen abwechselnd auf ihren toten Kameraden und auf ihren Vogt.

Schließlich sprach Uther. Leise und mit zusammengebissenen Zähnen. Es klang wie das Spucken einer giftigen Schlange. »Alarmiert die Männer. Alle! Findet den Jungen.«

Jemand musste Leon geholfen haben, das wusste Uther. Doch Albert war tot. *Richard*, schoss es ihm durch den Kopf.

Uther drehte sich zu seinen Männern: »Und schafft mir seinen Bruder nach draußen auf den Hof!« Uther wollte sich gerade abwenden, da fiel sein Blick auf die von der Wand abgerückte Truhe. Wie angewurzelt blieb er stehen, machte dann einen Schritt darauf zu und sah die verborgene Nische im selben Moment. Die damit verbundene Gewissheit traf ihn so eiskalt, dass sich seine Nackenhaare aufrichteten. »Er hat das Buch! Der verdammte Junge hat das dreimal verfluchte Buch. Zur Hölle mit Albert! Er hat dem Jungen Gottfrieds Buch zugesteckt!«, zischte er. Deshalb hatte die fieberhafte Suche auf dem gesamten übrigen Burggelände nicht gefruchtet. Wer suchte schon in einem Gefängnis nach einem Versteck? Er hätte die Kammer selbst durchsuchen müssen. Und er musste den Jungen zu fassen kriegen. Jetzt.



Der Angriff kam so plötzlich, dass Leon vom Aufprall der muskelbepackten Bestie nach hinten geworfen wurde. Der Hund hatte sich frontal gegen den Brustkorb des Jungen gestürzt und heftig bellend nach dessen Kehle geschnappt. Der Biss verfehlte Leons Hals um Haaresbreite. Leon spürte Speicheltropfen auf seiner Haut, während das Vieh durch seinen eigenen Schwung über den nach hinten fallenden Leon hinweggeschleudert wurde. Der Hund sprang zurück und war schon im nächsten Augenblick wieder mit ohrenbetäubendem Gebell über ihm. Ein wild zuckender Berg aus Muskeln und Sehnen. Zähne

schnappten zu. Kurz darauf hallten Rufe durch den Korridor. Mit dem linken Unterarm versuchte Leon, die zuckenden Bisse abzuwehren, während seine Rechte in der Dunkelheit nach dem Dolch an seinem Gürtel tastete.

Die Fratze des blutgierigen Köters war nur eine Handbreit über seinem Gesicht. Der Gestank aus dem Maul des Tieres nahm Leon beinahe den Atem. Geifer tropfte ihm auf Wangen und Mund. Weil Leon den Dolch nicht fand, riss er schließlich die Linke schützend vors Gesicht. Im selben Augenblick gruben sich die Zähne der Bestie in Leons Unterarm. Der Junge schrie auf. Der Hund warf knurrend den Kopf hin und her, gerade so, als wolle er ein großes Stück aus Leons Fleisch herausreißen. Leon spürte den Biss auf seinem Knochen, als seine Rechte endlich den Griff des Dolches fand. Er zog daran. Doch der muskelbepackte Leib des Tieres machte in diesem Moment eine Bewegung zur Seite, die Leon herumwarf. Der Dolch entglitt ihm und fiel zu Boden. Leon tastete im Liegen danach, doch da war nur eiskalter Stein. Panik. Die Rufe wurden lauter. Das würde das Ende seiner Flucht sein. Die Gewissheit traf Leon wie ein weiterer Schlag. Mit einem Mal spürte er nur noch Zorn. Zorn auf sein Schicksal, Zorn auf seinen Onkel, die Ungerechtigkeit der Anschuldigungen gegen ihn. Zorn auf alles, was ihn umgab. Zorn auf diese dreckige Töle, die gerade dabei war, ihn in Stücke zu reißen. Zorn auf den Wachmann, den er zuvor getötet hatte. So groß war der Zorn, dass er alles andere beiseitefegte. Schmerz, Trauer, Schwäche. Leon bekam seinen Arm frei, schlug, trat und schleuderte den massigen Schädel des Tieres schließlich mit Wucht gegen die steinerne Wand des Ganges. Der Hund prallte zurück und blieb winselnd am Boden liegen. Leon griff hastig nach seinem Dolch und drückte dessen spitze Klinge tief in den zuckenden Hals des Tieres. Warmes Blut spritzte über Leons

Handrücken. Die Muskeln der Bestie erschlafften. Sofort zog Leon den Dolch heraus und sprang auf die Füße. Hinter sich hörte er die Stimmen der Wächter und das Geräusch von Schritten, die rasch näher kamen. Alle schienen mit einem Mal auf den Beinen zu sein, die Wächter vom Palas ebenso wie die vom vorderen Hof. Er war nun im Gesindehaus und saß hier in der Falle. Gehetzt sah er sich nach einem Ausweg um. Der Gang vor ihm hatte nur zwei schmale Schießscharten, aber keine Fenster, durch die er hätte fliehen können. Er musste sich irgendwo verstecken. Sofort. Er sah nach hinten. *Da! Eine Tür!* Leon rannte zu ihr, drückte die Klinke nach unten, schob die Tür nach innen und hastete in die Dunkelheit der Kammer dahinter. Sofort schloss er den Eingang wieder. Dann hielt er inne. Er wagte nicht zu atmen und sank schließlich mit dem Rücken an der Wand zu Boden.

Draußen waren die rauen Stimmen der Wachmänner zu hören. »Hier liegt die Töle. Rasch, einer den Gang hinunter! Wir suchen so lange hier weiter.« Leon schloss die Augen. Er musste verschwinden. Sie würden auch die Kammern eine nach der anderen durchsuchen. Das war sicher.

Während er noch immer den blutigen Dolch umklammerte, versuchte er, sich daran zu erinnern, in wessen Kammer er eigentlich war. Es musste das Zimmer einer der Ammen sein. Leon erinnerte sich an ihren Namen. *Martha*. Sie war die Amme seiner Schwester Margret gewesen. Und auch Tildas. Er wusste nicht, ob Martha allein hier schlief oder ob vielleicht jemand bei ihr war. Er betete, dass sie allein war.

Schritte näherten sich. Plötzlich sprang die Tür auf, und der Raum wurde vom rötlichen Schein einer Fackel erhellt. Noch war Leon unentdeckt, denn die Tür stand zwischen ihm und dem Fackelträger. Aufrecht im Bett an der gegenüberliegenden

Wand sah Leon das kreidebleiche Gesicht der Amme. Mit vor Schreck geweiteten Augen starrte sie zur offenen Tür und drückte ein Kleinkind an sich, das jetzt zu schreien begann. Leon zog sich noch weiter zurück in den Schatten hinter der Tür. Martha sprach ein paar leise Worte, und das Kind beruhigte sich wieder. Ein Mann trat in den Raum und stand nun mit dem Rücken zu Leon am Fußende des Bettes. Er sah auf Martha und das Kind herab und gab ihr mit einer Geste zu verstehen, dass sie sich beruhigen solle. Der Raum füllte sich mit Rauch und dem Gestank der blakenden Pechfackel. Leon überlegte fieberhaft, ob er es wagen konnte, sich in den Rücken des Mannes zu stürzen. Langsam drehte der Mann sich um und sah Leon direkt in die Augen. Seine Linke hielt die blakende Fackel. In der Rechten hielt er ein blankes Schwert.



Richard erwachte aus unruhigem Schlaf. Etwas hatte ihn geweckt. War das ein Bellen? Die Augen noch immer geschlossen, wälzte er sich auf den Rücken und sah das Bild seines Bruders hinter seinen Lidern. Immer wieder dasselbe Bild. Der nackte und verletzte Oberkörper seines jüngeren Bruders Leon im Innenhof der Burg. Der Scharfrichter. Ihr Onkel. Richard fühlte zum hundertsten Male, wie sehr er Leons zerbrechlichen und blasshäutigen Leib vor der Auspeitschung hatte schützen wollen. Auch jetzt stiegen Tränen und eine bittere Wut in ihm auf. *Warum habe ich ihn nicht fortgebracht, als es Zeit dazu war?* Ein lähmendes Gefühl schlich sich in Richards Körper und machte sich darin breit: eine tiefe bleierne Schuld.

Nach einer Weile öffnete er die Augen, richtete sich auf und sah sich um. Eine Unruhe breitete sich in ihm aus. Er schlang sich die Felldecke, unter der er gelegen hatte, um den Körper,

stand auf und ging zum Kamin. Dort legte er ein paar Holz-
scheite auf die schwache Glut. Er ging in die Hocke und blies
ein paarmal hinein. Endlich bildete sich eine kleine Flamme, die
schnell das übrige Holz entfachte. Das Feuer wärmte seine Hän-
de und sein Gesicht. Aber die innere Kälte konnte es nicht ver-
treiben.

Was war nur mit ihnen allen geschehen? Wo war der Onkel,
den er und seine Geschwister über Jahre gekannt und geliebt
hatten? Eine schleichende, unheilvolle Veränderung hatte
Rudolf erfasst. Nicht erst seit Ceciles Eintreffen am Hof. Nein,
schon vorher. Richard konnte den genauen Zeitpunkt nicht
mehr bestimmen. Aber sein Instinkt sagte ihm, dass er mit
Uther von Barkvilles Ankunft zusammenhing. *Uther!* Richards
Gedanken verfinsterten sich. *Schlange!* Anfangs hatte der kahl-
köpfige Uther sich den beiden Jungen gegenüber freundlich
gegeben, doch konnte er ihre Abneigung ihm und seinen Intri-
gen gegenüber nicht mildern. Etwas an ihm hatte den Jungen
Angst gemacht. Uthers ganzes Wesen wirkte wie ein zersprun-
gener Krug, den man nicht richtig wieder zusammengesetzt
hatte. Alles an ihm war auf gewisse Weise falsch. Unwahr. Und
hinter jeder augenscheinlichen Freundlichkeit schien eine ab-
weichende Absicht zu lauern. Uther hatte es irgendwie geschafft,
sich in das Gemüt Rudolfs zu schleichen und es zu beeinflus-
sen. Wie sonst war dessen erschreckende Wandlung möglich
gewesen?

Richard war seit fünf Wochen eingesperrt. Seit dem Tag, an
dem er seinem Bruder auf dem Hof zu Hilfe kommen wollte.
Diesem kleinen, schwächtigen, einst so frohsinnigen und nun
so zerschmetterten Bruder. Seitdem hatte Richard die Zeit in
Wut verbracht. Und mit Schlafen, wenn es ging. Oder er hatte
stattdessen stundenlang mit blanken Fäusten auf irgendetwas

eingeschlagen, bis sie beide blutig waren. Er spürte so viel Zorn und Hass in sich. Und so viel Schuld.

Hinter Richards Rücken wurde ein Poltern laut. Draußen vor der Kammer. Richard drehte sich zur Tür. Jemand schob von außen den Riegel beiseite, öffnete, und nun drang das Licht von Fackeln herein. Draußen standen zwei Wachen, und einer von ihnen sagte: »Folgt uns in den Hof, Herr! Der Vogt wünscht Euch zu sprechen.«

Richard machte keinerlei Anstalten, der Bitte nachzukommen, und knurrte stattdessen: »Verspürt euer Herr ein solches Verlangen nach mir, dass er nicht bis zum Morgen warten mag?« Richard spürte, wie sich seine Kiefermuskeln anspannten.

Die beiden Wachen sahen betreten zu Boden. Richard seufzte. Er kannte die Männer seit vielen Jahren. Und sie hatten ihn immer mit Respekt behandelt. Deshalb lenkte er schließlich ein. »Wartet halt, ich werfe mir nur kurz was über. Ihr könnt ja nichts dafür, dass seit Kurzem der Beelzebub persönlich über meinen Onkel und euren Herrn gebietet.«

Die Wachen blickten weiterhin verlegen zu Boden. Richard zog seine Beinkleider an, sprang in die Stiefel und warf sich seinen Pelzumhang über die Schultern. Dann folgte er den beiden Männern in den Gang hinaus.



Das Licht der Fackel blendete Leon. Einen Moment lang geschah absolut gar nichts. Der Mann mit dem Schwert rührte sich nicht. Doch im nächsten Augenblick tat der Mann etwas Unerwartetes. Er senkte das Schwert, war mit einem Schritt bei der Tür und schloss sie von innen. Erst jetzt erkannte Leon ihn. »Philipp?!«, flüsterte er.

»Still!«, gab dieser zurück.

Leon fiel ihm erleichtert in die Arme. Philipp und Odo waren Ceciles Brüder und Mitglieder ihrer Gesandtschaft aus Burgund. Gemeinsam mit den beiden hatten Leon und Richard in diesem Sommer viel unternommen und sich dabei mit ihnen angefreundet.

»Was treibst du hier?«, flüsterte Philipp und sah Leon in die Augen. »Du siehst ... furchtbar aus!« Philipp betrachtete die geschwollene Nase und das blutverkrustete Kinn seines Freundes.

»Bitte, verrate mich nicht.«

Philipp zog die Augenbrauen zusammen. »Warum sollte ich das tun, du Hornvieh? Was ist los?«

Leon zögerte.

»Nun sag schon!«

»Uther ist hinter mir her. Sie haben mich ... befragt. Und ich muss hier weg, bevor sie mich umbringen, verstehst du?« Leon sprach leise und gehetzt. Dann wischte er sich mit dem Ärmel das Blut von der Nase und schniefte.

Philipp, der einen Kopf größer war als Leon, sah ihm in die Augen. Dann nickte er und sah für einen kurzen Moment so aus, als müsse er nachdenken.

»Es ist wahr. Du kannst hier nicht bleiben, Leon.« Leon erschien es, als spielte Philipp noch auf irgendetwas anders an. Einen weiteren Grund. Wusste Philipp über alles Bescheid?

»Wenn sie dich nicht bald finden, werden sie diesen Teil noch einmal absuchen. Gründlicher. Sie werden dich hier entdecken.«

»Ich weiß«, sagte Leon, und er bemerkte, dass er zitterte. »Ich muss nach draußen.«

Philipp sah Leon daraufhin an, als hätte der den Verstand verloren. »Du willst da raus? Bei *der* Kälte!? Du wirst innerhalb kürzester Zeit erfrieren!«

»Ich weiß, das klingt verrückt, aber was soll ich denn sonst machen?«

Philipp sah Leon in die Augen. »Versteck dich bei deinem Bruder.«

Leon schüttelte den Kopf. »Dort suchen sie mich doch zuerst. Nein, ich darf Richard da nicht mit hineinziehen.«

Philipp dachte nach. Und dann schien ihn plötzlich ein neuer Gedanke zu beschäftigen. »Hm, warum gehst du nicht zu deinem Onkel? Weiß er, dass Uther dich foltern ließ?« Philipp hatte sehr wohl verstanden, was Leon mit »befragen« gemeint hatte. »Du hast doch deine Strafe bekommen. Rudolf wird sich schon irgendwann wieder beruhigen, und es wird Gras über diese ganze Sache wachsen. Du solltest ihn um Hilfe bitten.«

Leon schüttelte den Kopf und sah zu Boden. Er konnte Philipp nicht von dem Buch Gottfrieds erzählen, aber nun war auch ohnehin alles zu spät »Ich ...« – er stockte – »... habe einen Mann getötet.«

»Du hast was?« Philipp sah seinen jüngeren Freund erschrocken an.

Leon nickte matt. »Eine der Wachen ist auf mich losgegangen.«

Erst jetzt bemerkte Philipp den blutenden Arm seines Freundes. »Du siehst wirklich furchtbar aus«, wiederholte er sich.

»Ich hatte keine Wahl«, sagte Leon.

Philipp nickte.

»Sie werden das Torhaus unten abschirmen. Sie wissen, dass du nur dort hinaus kannst. Geh über die Mauern und den südlichen Wehrgang. So kommst du zum ersten Stockwerk des Torhauses. Ich werde dort auf dich warten und dich – wenn es mir irgendwie möglich ist – zur Ausfallpforte rauslassen.« Philipp schob das Schwert in die Scheide. »Warte hier einen Moment,

bis ich die anderen Wachen fortgeführt habe. Ich kehre noch einmal zurück und gebe dir ein Zeichen, wenn der Weg frei ist. Dann beeile dich.«

Ohne ein weiteres Wort wandte sich Philipp zur Tür. Leon wollte protestieren. Doch im nächsten Moment war sein Freund schon auf den Gang hinausgetreten. Leon hörte ihn rufen: »Hier ist nichts, sucht woanders weiter.« Die Stimmen und Schritte entfernten sich darauf.

Leon lehnte sich im Dunkeln an die Wand. Sein verwundeter Unterarm blutete, und seine Rippen pochten vor Schmerz. Eine Hand berührte ihn sacht an der Schulter. Leon öffnete die Augen. »Was ist mit deinem Arm geschehen?«, flüsterte Martha. »Das sieht schlimm aus. Die Wunde muss gereinigt werden.«

Leon schüttelte den Kopf und flüsterte: »Du hast doch gehört. Ich muss hier weg, Martha. So schnell es geht.« Die junge Frau wollte etwas einwenden, aber Leon ließ sie nicht zu Wort kommen: »Weißt du, was mit Frater Albert geschehen ist?«

Martha stutzte. »Albert? Er ist abgereist, schon vor einigen Tagen.«

»Bei der Kälte?«

In diesem Augenblick klopfte es an die Kammertür. Leon und Martha zuckten gleichzeitig zusammen. Doch es war nur Philipp, der jetzt den Kopf hereinsteckte und flüsterte: »Der Weg ist frei. Ich gehe voraus. Folge mir mit etwas Abstand. Du kannst es schaffen, Leon.«

Und damit war Philipp auch schon wieder verschwunden. Leon wollte ihm nach, doch Martha hielt ihn sanft am Arm zurück.

»Warte noch«, flüsterte sie. Sie drehte sich um, eilte zur Truhe vor ihrem Bett, öffnete sie und griff hinein. Dann kam sie zurück und steckte einige Gegenstände in Leons Beutel. Anschlie-

ßend zog sie zwei mit Schaffell gefütterte Fäustlinge über seine blutverschmierten Hände. »Das wird dich wärmen.« Martha drückte ihn kurz. »Lauf los, Junge. Mein Herz flieht mit dir!« Sie gab ihm einen Kuss auf die Wange, drehte ihn herum und schob ihn aus der Kammer. Im Durchgang wandte sich Leon noch einmal um und sah ihre Silhouette, bevor sie die Tür von innen schloss.



Philipp erwartete Leon bei der kleinen Pforte, die hinaus auf den südlichen Wehrgang führte. Er öffnete sie einen Spaltbreit und spähte in die Nacht. Stimmen drangen vom Hof zu ihnen herauf. Philipp sah über die Schulter zu Leon, der nun direkt hinter ihm stand. »Sie suchen jetzt im Hof und im nördlichen Teil der Burg. Ich gehe zurück zum Treppenhaus und über den Hof zum Torhaus. Dort erwarte ich dich. Bleib im Schatten der Mauer. Der Wehrgang ist frei. Die Wachstube im ersten Turm vor dir ist leer.« Mit diesen Worten und einem bemühten Lächeln trat Philipp zur Seite. Leon schlüpfte an ihm vorbei. Sofort traf ihn der eisige Wind. Hinter ihm schloss Philipp die Pforte.

Leon schlich vorwärts, und es war so kalt, dass es ihm schien, als gefröre der Wind langsam Schweiß und geronnenes Blut auf seinen Schläfen. Wenig später hatte er die Wachstube direkt vor sich. Ein kleines, aus Fachwerk gefügtes Haus mitten auf der breiten Mauer. Dort angekommen, lauschte Leon für einen Moment an der Tür. Stille. Leon öffnete die Tür einen Spaltbreit. Philipp hatte recht. Das Innere des Wachraumes war leer. Leon glitt hinein. Drinnen roch es nach Männerschweiß und billigem Branntwein. In der Mitte der Kammer stand ein niedriger Tisch. Offenbar hatten sich die Männer zuvor mit Spielen die Zeit vertrieben. Auf der groben Tischplatte lagen Würfel und einige

Münzen, die Leon eilig einsteckte. Leon sah sich kurz nach brauchbaren Gegenständen um. Außer einer an die Wand gelehnten Lanze, die für den Jungen viel zu schwer war, fand er einen leichten Bogen, daneben etwa ein Dutzend Pfeile, die lose herumlagen. Sein Blick fiel auf einen Köcher aus Leder, den er rasch mit Pfeilen füllte und an seinem Gürtel befestigte. Leon spannte den Bogen und schwang ihn sich über die Schulter. Dann eilte er zur Pforte auf der anderen Seite des Wachraumes und ging hindurch. Die Pforte führte auf einen schmaleren, überdachten Wehrgang entlang der südlichen Burgmauer. Weiter bis zum nächsten Wachturm. Und danach direkt zum Torhaus. Er konnte es schaffen. Wieder schlug ihm eisige Luft entgegen. Der Wind erinnerte ihn an den Schrecken, der ihm erst noch bevorstand, sollte seine Flucht aus der Burg tatsächlich gelingen.

Plötzlich hörte er hinter sich jemanden rufen: »Da vorne! Da ist er!«

Leon machte vor Schreck einen Satz vorwärts und sah panisch hinter sich. In der Pforte direkt hinter ihm standen mit einem Mal zwei bewaffnete Männer. Leon erkannte Erkbrecht, den Waffenmeister und Lehrer. Der andere spannte einen Bogen und zielte damit auf Leon. »Bleib stehen, Junge«, rief Erkbrecht. »Dann geschieht dir nichts.«

Leon ließ stattdessen alle Vorsicht fahren und rannte los. Der Beutel auf seinem Rücken tanzte auf und ab und schlug dabei immer wieder schmerzhaft gegen seine Verletzungen. Hinter ihm stürzten die beiden Bewaffneten jetzt auf den Wehrgang und rannten ihm nach. Leon schwitzte vor Anstrengung, während seine Füße auf den von Eis überzogenen Holzbrettern des Wehrganges nach Halt suchten. Mehrmals wäre er um Haaresbreite ausgeglichen und gestürzt. Jedes Mal fing er sein Gewicht

im letzten Moment. So schaffte er es, nicht zu Boden zu gehen oder – noch schlimmer – unter dem niedrigen Geländer zu seiner Linken hindurch in den dreißig Fuß tiefer gelegenen steinernen Hof zu stürzen.

Hinter ihm hämmerten jetzt die eisenbeschlagenen Stiefel seiner Verfolger über das vereiste Holz. Dann setzte das Geräusch mit einem Mal aus. Leon blickte sich für einen unvorsichtigen Moment um und sah, dass auch die beiden Männer nun mit der Glätte zu kämpfen hatten. Er biss die Zähne zusammen und richtete seinen Blick wieder nach vorn auf die nächste Pforte, die zu einem Wehrturm gehörte. Zu seinem Entsetzen flog sie in diesem Moment auf. Ein bärtiger Mann stellte sich ihm in den Weg. Er hatte ein Schwert gezogen und brüllte irgendetwas, das Leon nicht verstand. Auf dem glatten Untergrund konnte er weder abbremsen noch die Richtung ändern. Also rannte er mit voller Wucht in den Mann hinein. Der Aufprall war hart. Der Mann taumelte rückwärts und trat dabei über den Rand des Treppenschachtes hinter ihm. Sein Fuß rutschte ab, und im nächsten Moment stürzte er rücklings in die Tiefe. Es knackte trocken, als er unten aufschlug.

Sofort rappelte Leon sich wieder auf, wandte sich um und sah zu seinem Entsetzen, dass seine beiden Verfolger ihn fast erreicht hatten. Er stürzte zur anderen Seite des Turmes und dann hinaus auf das letzte Stück des Wehrgangs. Er führte direkt zum Torhaus. Er musste es unbedingt erreichen! Plötzlich zischte ein Pfeil knapp an seiner rechten Schläfe vorbei. Leon zuckte vor Schreck zusammen, verlor den Halt und fiel vornüber. Sein Tempo war so groß, dass er nach dem Aufschlag noch mehrere Meter weit bäuchlings über das nackte Eis weiterrutschte – dem Rand des Wehrgangs und dem dahinterliegenden Abgrund zum Hof entgegen. Im buchstäblich letzten Moment gelang es ihm,

sich an einen Pfosten des Geländers zu klammern und seinen Sturz aufzuhalten. Sein Oberkörper ragte über den Abgrund, und seine Hände krallten sich in das Holz. Panisch versuchte Leon, sich zurück auf den Wehrgang zu ziehen, doch es gelang ihm nicht. Der mit Pfeilen gefüllte Köcher an seinem Gürtel hatte sich mit dem Pfosten des Geländers verhakt. Leon wollte schreien vor Wut. Gut zwanzig Fuß unter ihm lag das schindelgedeckte Dach der Stallungen. Ein weiterer Pfeil schoss über seinen Rücken und prallte weiter vorne gegen die steinerne Wand des Torhauses. Leon hörte, wie die Verfolger ihre Schritte verlangsamten. Gleich würden starke Hände ihn nach hinten zerren. In diesem Moment der Verzweiflung traf Leon eine Entscheidung. Er ließ einfach los.



Eine Wache war in den Hof der hinteren Burg gerannt und rief: »Er ist auf dem Wehrgang über den Stallungen! Der Bastard will zum Torhaus!«

Uther stand am oberen Ende der Freitreppe des Palas und befahl: »Dann holt ihn euch endlich und bringt ihn her!« Er hatte die aufgeregten Rufe und Schreie gehört.

»Der Junge Leon versucht zu fliehen«, rief eine der Wachen vom Wehrgang zurück.

»Das weiß ich, du Rindvieh! Deshalb sollt ihr ihn fangen!« Uther setzte sich in Bewegung und stieg die breite Treppe hinab. Er durchquerte den ersten Hof und ging zum Tor, das die hintere und die vordere Burg miteinander verband. Im vorderen Burghof rannten Wachen umher. Fackeln wurden entzündet. Uther sah quer über den Hof, vorbei am Sodbrunnen hinüber zum Torhaus.

»Ich will diesen Jungen! Haltet ihn um jeden Preis auf. Aber

lasst ihn in Dreiteufelsnamen am Leben!« Uther verlangsamte seine Schritte und schien nun wieder etwas gefasster. Der Junge konnte unmöglich an zwei Dutzend Bewaffneten vorbei hinaus ins Freie gelangen. Uther sah, dass das Tor verschlossen war und die Wachen auf ihren Posten standen. Er stieg nun langsameren Schrittes die Stufen der Treppe hinauf zum östlichen Wehrgang. Oben angekommen, sah er sich um. »Wo ist er, zum Teufel noch mal? Seid ihr nicht in der Lage, einen halbwüchsigen Bengel zu fassen!?,« brüllte er. Im selben Moment sah er ihn.

In einer Entfernung von gut zweihundert Schritt, auf derselben Höhe wie Uther, nur auf der anderen Seite des großen Hofes, stolperte Leon gerade aus einem der Wehrtürme hinaus auf den südöstlichen Teil des Wehrgangs in Richtung Torhaus. Ein Pfeil, abgeschossen von einem seiner Verfolger, verfehlte den Jungen nur um Haaresbreite.

»Ihr sollt ihn lebend fangen, ihr Maden!«, brüllte Uther quer über den Hof. Doch da schoss schon ein weiterer Pfeil über den soeben gestürzten Leon hinweg. »Hört sofort auf zu schießen! Ich brauche diesen Jungen lebend!« *Zumindest jetzt noch.* Aber das sagte er nicht. *Ich brauche dieses verdammte Buch. Und der Junge wird es bei sich haben.*

Uther rannte entlang des Wehrganges in Richtung Torhaus, um von dort zu Leon zu gelangen. Er würde ihm den Weg abschneiden, sollte er seinen Männern ein weiteres Mal entweichen. Sein dunkler Überwurf wallte im Laufen hinter ihm wie ein großer Schatten.

Leon hing in dreißig Fuß Höhe über dem Rand des Wehrganges und drohte jeden Moment abzustürzen. Gleich würden die Wachen bei ihm sein. Der Meister hatte sicher recht behalten. Leon war Alberts Schüler. Vielleicht sogar mehr als das. Und die beiden teilten mit Sicherheit einige Geheimnisse. Die Nische in

der Wand, dort hatte er es versteckt. Albert wusste sehr genau, dass er verfolgt werden würde, sobald er einen Fuß vor das Tor der Burg setzte. Es wäre viel zu riskant, Gottfrieds Buch und damit den Hinweis auf den Aufbewahrungsort des Schattenwort-Manuskripts bei sich zu tragen. Albert musste also jemanden eingeweiht haben. Wen, wenn nicht Leon?

Aus einiger Entfernung sah Uther, wie sich eine der Wachen über Leon beugte, als der Junge plötzlich vornüberfiel. Uther erschrak und ballte die Fäuste. *Verdammt!* Aber schon im nächsten Moment versuchte er, sich selbst zu beruhigen: *Er wird das Buch Gottfrieds hoffentlich bei sich haben.* Und dann dachte er: *Wenn nicht, bin ich erledigt.*



Mit einem einzigen lauten Knall splitterten Holzschindeln und Dachsparren. Dann prallte Leons Körper hart auf den Boden des Stalls. Schmerz explodierte, und alle Luft entwich aus seinen Lungen. Einen schrecklichen Moment lang dachte Leon, er müsse ersticken. Doch dann kehrte sein Atem zurück. Mühsam kämpfte er sich auf alle viere und erkannte, dass ein kaum drei Fuß hoher Strohhaufen seinen Aufprall gemildert hatte. Über ihm klaffte ein Loch im Dach. Stöhnend stemmte er sich auf die Beine und bewegte seine Glieder. Seine Beine schienen unverletzt. *Ich muss hier weg!* Gehetzt sah er sich um. Einige Pferde schnaubten und bewegten sich unruhig. Im schwachen Schein einer brennenden Öllampe erkannte Leon das Pferd seines Bruders. Ein Percheron von gut drei Ellen Stockmaß. Schatten war sein Name. Das pechschwarze Tier legte die Ohren an, als Leon sich ihm näherte. Behutsam löste Leon den Strick, mit dem Schatten an einem Pfosten festgemacht war. Und so schnell, wie sein zerschundener Körper es erlaubte, band Leon nacheinander

weitere Pferde los. Einer plötzlichen Eingebung folgend, warf er die brennende Öllampe in einen trockenen Strohhaufen. Sofort breitete sich ein Feuer aus. Die Tiere witterten den Brand und begannen zu wiehern.

Leon führte das Pferd seines Bruders an einen Schemel und stieg von dort aus auf den Rücken des großen Tiers. Als die Umrisse der ersten Männer im Eingang der Stallungen erschienen, schlug er einer neben ihm stehenden Stute mit der flachen Hand auf die Kruppe. Das Tier machte einen Satz nach vorn und sprengte den Männern im Eingang entgegen. Sie schwenkten ihre Arme wie verrückt, um die Tiere zurückzuhalten, und sprangen dann im letzten Moment zur Seite.

Durch den beißenden Brandgeruch und das entstandene Gedränge gerieten weitere Tiere in Panik. Auch sie stürzten nach vorn. Hinter ihnen schlug eine erste Stichflamme empor. Das Feuer hatte weitere mannshohe Strohhaufen erfasst und fraß sich nun mit einem Tosen durch die Schindeln des Daches.

Leon hörte die Rufe der Männer, verstand ihre Worte aber nicht. Er hörte draußen den Wind heulen, drinnen das Geräusch des Feuers. Dazu das Wiehern und Schnauben der Tiere. Jetzt trieb er sein Pferd an. Nach draußen. Vorbei an weiteren Männern, die nicht wussten, wohin sie ihre Aufmerksamkeit zuerst lenken sollten – zu den scheuenden Tieren, den um sich greifenden Flammen oder zu dem fliehenden Jungen. Im nächsten Moment war Leon auch schon im vorderen Burghof und lenkte das Pferd seines Bruders in Richtung des breiten Torhauses. Da schrie einer der Männer hinter ihm: »Dort drüben! Da ist er!« Der Mann zeigte mit dem Finger auf Leon. Ein Pfeil flog über den Hals des Pferdes.

»Hört auf zu schießen!«, gellte Uthers Stimme von der anderen Seite des Hofes.

Leon sah, dass das innere Fallgatter offen war. Er betete, dass dies auch für das äußere Gegenstück galt und außerdem die Zugbrücke dahinter heruntergelassen war. Doch im selben Moment, als er durch den Torbogen preschte, erkannte er die bittere Wahrheit. Das äußere Fallgatter war verschlossen! Seine Flucht war hier zu Ende. Leon riss die Zügel zurück. Schatten stieg auf die Hinterbeine und drehte sich ein paarmal tänzelnd um die eigene Achse. Das Echo der eisenbeschlagenen Hufe dröhnte im Torgang wie Gewitterdonner und verebbte schließlich. Sie saßen in der Falle.



Der Vogt hatte den Jungen von Weitem zu Pferd in Richtung Torgang fliehen sehen. Im Laufen winkte er mehrere Wachen zu sich und befahl ihnen ein weiteres Mal, den Jungen auf jeden Fall lebend einzufangen.

Von links näherte sich Leons Bruder Richard in Begleitung zweier Wachen. Die Männer folgten Richard in respektvollem Abstand.

»Was wollt ihr von mir?«, rief Richard im Näherkommen. Er blieb direkt vor Uther stehen und hob trotzig das Kinn.

»Sind das die Worte, die sich Vogt und Ratgeber deines Onkels gegenüber geziemen?«, sagte der Kahlgeschorene statt einer Antwort. Uther schoss eine Idee durch den Kopf. Er wandte sich an die beiden Wachen: »Packt ihn und zwingt ihn auf die Knie!« Die beiden Angesprochenen sahen sich unschlüssig an. Es war, als habe man gerade von ihnen verlangt, einen Wasserfall abzustellen. Sie kannten den Jungen und dessen Fähigkeit zu kämpfen. Doch Richard stand entspannt vor Uther und sagte: »Was soll das, Uther?«

Der Vogt wendete sich ab und sah mit zusammengekniffenen

Augen zu Leon und in Richtung Torhaus. Die Wachen ergriffen derweil Richards Oberarme. Ein bisschen halbherzig. Richard wehrte sich nicht. Doch bevor erneut etwas gesagt wurde, drehte Uther sich um, griff mit einer schnellen Bewegung nach dem Schwert einer der Wachen und legte die geschärfte Spitze an Richards Kehle. An der Stelle, an der der Stahl die Haut Richards berührte, bildete sich ein Blutstropfen. Uthers Stimme gellte über den ganzen Hof:

»Leon, du Missgeburt! Ich habe hier jemanden für dich! Er gib dich den Wachen! Oder dein Hundsfott von einem Bruder wird schneller an meiner Klinge verenden, als du blinzeln kannst!«



Schatten drehte sich im Kreis, während die ersten Wachen heraneilten. Von irgendwoher hörte er mit einem Mal jemanden rufen. Leon erkannte die Stimme Uthers. Aber er verstand die Worte nicht. Verzweifelt drückte er seinem Pferd die Schenkel in die Seite und lenkte es hinaus aus dem Torhaus, zurück in den vorderen Burghof. Leon wusste selbst nicht, warum er jetzt nicht einfach aufgab. Seine Flucht war zu Ende. Wohin sollte er sich nun noch wenden?

Da bemerkte er plötzlich eine winzige Bewegung im Schatten der Außenmauer. Philipp! Leons Herz machte einen Sprung. Der Burgunder gab Leon unterdessen ein Zeichen, ihm zu folgen, und verschwand gleich darauf in einer Pforte direkt neben dem Tor. Leon wendete und trieb Schatten in die Richtung, in die Philipp verschwunden war. Er ritt einfach durch die heranstürmenden Wachen hindurch. Sie stoben auseinander, als sie das große Pferd heranpreschen sahen. An der Stelle der Außenmauer, wo Leon Philipp zuletzt hatte verschwinden sehen,

sprang Leon ab und zerrte Schatten am Zügel hinter sich her durch die kleine Pforte hindurch. Sie führte zu einem Gang. Dort wartete Philipp, verschloss den Eingang und legte den eisernen Riegel vor. Keinen Lidschlag später wurde von außen dagegengeschlagen. Wütende Rufe drangen gedämpft durch das schwere Holz der Pforte.

»Bist du in Ordnung?«, fragte Philipp.

Leon nickte und sah sich um.

Der Gang, in dem sie jetzt standen, verlief zwischen innerer und äußerer Burgmauer. Leon kannte ihn. Rudolfs Vater Albrecht hatte die zweite Burgmauer als zusätzliche Verteidigungsanlage errichten lassen, bevor er nach Palästina aufgebrochen war. In jener Zeit drohten die reitenden Horden des Ostens immer wieder über Ungarn in das Reich einzudringen. Leon und Philipp wandten sich nach links. Nach wenigen Schritten erreichten sie einen schmalen Durchgang zu ihrer Rechten. »Die Ausfallpforte. Komm, Leon!«

Der schmale Durchlass in der Außenmauer diente dazu, im Falle einer Belagerung überraschend einen Angriff auf die Feinde ausführen zu können. Von außen durch eine starke Stützmauer flankiert, war die Pforte vom Torweg aus nicht zu erkennen. Und eine leichte Senke direkt am Fuße der Burgmauer machte sie auch von der anderen Seite des Burggrabens nahezu unsichtbar.

Eilig entriegelte Philipp die schwere Pforte. Von innen war sie mit massiven Eisen beschlagen. Die Außenseite hatte man zur Tarnung mit flachen Steinen und Mörtel verputzt, sodass sie aussah wie das übrige Mauerwerk. Der Durchgang war gerade einmal mannshoch, und Leon musste den Kopf des Pferdes an den Zügeln nach unten zwingen, damit es hindurchpasste. Im nächsten Moment standen sie auf der anderen Seite im tiefen

Schnee. Der eiskalte Wind schnitt ihnen in die Haut und zerrte an Schattens Mähne.

»Verschwinde, Leon. Ich habe das Fallgatter blockiert. Niemand kann es innerhalb der nächsten Stunden heben.« Philipp sprach gehetzt.

»Danke, Philipp. Du riskierst dein Leben für mich.«

»Ich halte das, was dein Onkel dir und deinem Bruder angetan hat, für Unrecht. Rudolf ist nicht mehr Herr seiner Sinne. Irgendetwas frisst an seiner Seele und umwölkt seinen ehemals scharfen Verstand. Dein Bruder und ich sind Freunde. Und ich sehe, was meine Schwester für dich empfindet ...« Leon wollte etwas sagen, doch Philipp ließ ihn nicht zu Wort kommen. »Du darfst jetzt keine Zeit verlieren. Eines Tages sehen wir uns wieder. Dann erkläre ich dir alles.« Ohne ein weiteres Wort rannte Philipp zurück zur Pforte. Kurz darauf wurde die schwere Tür von innen zgedrückt.

Leon beeilte sich. Über einen großen Stein am Fuße der Außenmauer stieg er auf den Rücken des Pferdes. Sein Blick fiel auf den Burggraben. Das Eis auf dem Wasser wäre sicher stark genug, um das Gewicht von Pferd und Reiter zu tragen. Das Problem war die gegenüberliegende Böschung. Sie war steil und unter dem Schnee mit losem Geröll übersät. Zugleich böte er dort ein leichtes Ziel für die Bogenschützen, die zweifelsohne längst auf den Zinnen und Wehrgängen über ihnen in Stellung waren. Er lenkte das Pferd stattdessen nach links in Richtung Zugbrücke.

Da er keinen Sattel unter sich hatte, spürte Leon die starken Muskeln des großen Tieres unter seinen Schenkeln. Die Kraft des Pferdes flößte ihm neuen Mut ein.

Als sie die Zugbrücke fast erreicht hatten, ertönte hinter ihnen heftiges Poltern und Dröhnen. Die Ausfallpforte, durch die sie

nach draußen gelangt waren, war nun endgültig verschlossen. Philipp hatte Wort gehalten und den Mechanismus ausgelöst, der die Pforte von oben mit Gestein verschüttete.

Plötzlich erklangen über ihnen Rufe und das Scharren von Eisen. Es war Leon, als könne er das Spannen der Bogensehnen beinahe körperlich spüren. Im nächsten Moment schoss auch schon ein erster Pfeil knapp über seinen Kopf hinweg. Weitere folgten und schlugen in das Holz der vereisten Zugbrücke oder prallten davon ab. Es bedurfte keines Zeichens. Schatten verstand. Der Hengst sprang mit einem gewaltigen Satz über die niedrige Mauer zwischen Torhaus und Brücke. Dann sprengte das Tier davon, hinaus in die Nacht und über das leuchtende Weiß der Straße.



An einem weit entfernten Ort löste sich eine zuvor unsichtbare Gestalt aus der Textur einer steinernen Mauer. Sie glitt in den Rücken eines sitzenden Mannes, der noch wenige Augenblicke zuvor lebendig, mit höchster Sorgfalt und der Reihe nach einige Öllampen entzündet hatte. Er hatte dies in der Absicht getan, sich nun einem uralten Dokument zu widmen. Einer Handschrift, geschrieben auf brüchigem Papyrus. Nicht ahnend, dass dies seine letzte Handlung im Leben sein würde. Denn er bemerkte den nahenden Tod in seinem Rücken nicht.

Die Gestalt hatte zuvor viele Stunden im Stillen gewartet. Bewegungslos wie der Stein der Mauer hinter ihr. Eins mit den Lauten und Gerüchen ihrer Umgebung. Unsichtbar für jedes Auge.

Jetzt sprang eine dünne Klinge aus ihrem Handgelenk hervor. Ohne einen Laut. Einen Lidschlag lang funkelte das Licht der Öllampen auf dem matten Metall. Hauchdünn ziselierte Linien

und Zeichen waren darauf zu sehen. Die Gestalt verharrte. Nicht länger als einen Atemzug lang.

Die Klinge fuhr lautlos nach vorne in den Rücken des sitzenden Mannes und durchtrennte dessen Rückgrat zwischen zwei Wirbeln. Ein leises Knacken. Wie das Brechen einer dünnen Fischgräte. Ohne einen weiteren Atemzug zu tun, sackte der Mann zusammen.

Mit der Linken zog die Gestalt den Körper nach hinten und legte den Sterbenden lautlos am Boden ab. Kein Blutstropfen sollte das kostbare Manuskript besudeln. Während der sterbende Mann auf dem Rücken lag, sah er im schwindenden Licht zu der Gestalt über sich auf. Voller Verwunderung erblickte er eine silberne Maske. Es war eine verzerrte Fratze, wie sie der Darbietung einer antiken Tragödie entsprungen sein könnte. Der mimische Ausdruck des menschlichen Schmerzes und der Trauer. Grotesk und bedrohlich. Auch auf ihrer silbernen Oberfläche spiegelte sich das Licht der Öllampen. Kleine tanzende Punkte. Wie Irrlichter über einem silbernen Sumpf. Der Mann am Boden wollte etwas sagen, doch keine Silbe und kein Geräusch kamen über seine Lippen. Er konnte den Mund nicht öffnen. Mit einer langsamen, beinahe sanften Bewegung fuhr die Gestalt mit der Klinge über den unbedeckten Hals des Mannes. Von einer Seite zur anderen. So tief, dass dabei zugleich beide Halsschlagadern durchtrennt wurden. Blut drang hervor. Viel Blut. Seltsamerweise hielt die Gestalt mit der silbernen Maske nun die Hand des Mannes. Beinah zart. Und es war dem Mann, als könnte er für den Bruchteil eines Herzschlags lang ein Paar Augen hinter der Maske erkennen. Dunkle und zugleich traurige Augen.

Dann aber verschwand die Gestalt. Und mit ihr die kostbare antike Abschrift. Eine von nur vieren. Und auch darunter nur

eine einzige, welche den Weg weisen würde. Zur ursprünglichen Schrift des Hermes Trismegistos. Und zu all der Macht, die seit Jahrhunderten darin verborgen lag.

Die Öllampen aber waren zerbrochen, und Feuer breitete sich aus.

Eisiges Land

Aargau, 14. Januar 1246

Die Kälte biss zu, wie mit Zähnen aus Eis. Stunden nach der geglückten Flucht quälten sich Pferd und Reiter durch den schneidenden Wind. Immer wieder versperrten mannshohe Schneewehen ihren Weg, sodass Leon absteigen und Schatten mühsam am Zügel hinter sich herziehen musste, während er mit dem freien Arm einen Weg durch den lockeren Schnee grub. Finger und Fußspitzen waren wie taub, sodass Leon fürchtete, sie würden ihm abfrieren. Er hatte schon Erfrierungen bei Menschen gesehen, dunkle Stummel, schwarz wie Holzkohle. Leon versuchte, die Fäuste zu ballen und wieder zu öffnen. Es schmerzte höllisch.

Das freie Land vor der Burg war schon bald einem dichten Wald gewichen, und Leon folgte der Straße zwischen den verschneiten Bäumen in der Dunkelheit.

Irgendwann deutete das fahle Licht zwischen den schneebedeckten Wipfeln über ihm darauf hin, dass allmählich der Tag anbrach. Wieder begann es zu schneien. Immer wieder drehte er sich um, doch von seinen Verfolgern war nichts zu sehen. Längst musste das Fallgatter von der Blockade befreit und heraufgezogen worden sein. Leon fürchtete, jeden Moment das Schnauben von Pferden und das Kläffen der Hunde hinter sich zu hören, doch ihn umgab nur die tiefe Stille des verschneiten Waldes.

Er biss die Zähne zusammen und ritt mit gesenktem Kopf, denn der Wind nahm zu, weil der schützende Wald sich allmählich lichtete. Schließlich wichen die Bäume einem weiten, unbewaldeten Tal. In der Dämmerung war alles grau. Das Land und der Himmel. Leon war völlig durchgefroren, und sein Arm schmerzte. Wie gerne hätte er jetzt ein Feuer gemacht und sich einen Moment lang ausgeruht. Doch an Rast war nicht zu denken. Also trieb er Schatten an. »Komm, du braves Pferd«, flüsterte er zähneklappernd. Langsam ritt er hinab in die Ebene.

Leon fragte sich gerade, wie lange das Tier wohl so weitermachen könne, als er in einiger Entfernung Rauch aufsteigen sah. Das musste Wettingen sein. Eine kleine Ortschaft mit nur wenigen Bauernhöfen. Leon war als Kind einige Male dort gewesen, wenn bei einem Ausritt die Pferde getränkt werden mussten und die Männer die dortige Schenke aufsuchen wollten. Doch eine Rast konnte er nicht einlegen. Er fürchtete, die Dörfler könnten ihn aufhalten und später an Uther ausliefern. Er trug zwar noch immer das Wappen des Grafen, aber sein erbärmlicher Zustand würde bestimmt Verdacht erregen. Nein, er musste weiter.

Als er an den wenigen flachen Häusern vorbeiritt, sah er hier und da Männer und Frauen, die trotz der Kälte im Freien arbeiteten. Sie sahen dem Jungen erstaunt hinterher. Hier und da trafen ihn auch misstrauische Blicke. Das Dorf endete auf der anderen Seite an einer niedrigen Holzbrücke. Sie führte auf Stelzen über einen schmalen Fluss, dessen tiefschwarzes Wasser an den wenigen eisfreien Stellen zu sehen war. In der Mitte des Flusses befand sich ein breiter Spalt im Eis. Darin trieben Äste, gerade so, als gingen Hirsche mit verwitterten Geweihen am Grunde des Flusses.

Leon trieb Schatten auf die vereisten Bohlen der Brücke. Die

Hufe polterten über das gefrorene Holz. Kleine Mengen Schnee fielen hinab auf das Wasser und wurden davongetragen. Am anderen Ende der Brücke hielt er das Pferd an. Leon wusste selbst nicht, warum. Er hatte das unheimliche Gefühl, beobachtet zu werden. Auf Schattens breitem Rücken wandte er sich um. Dann sah er die Gestalt. Ein Mann in dunklen Gewändern stand aufrecht in der Mitte des Dorfplatzes. Er blickte in seine Richtung. Sein Gesicht lag im Schatten einer Kapuze. Weißer Atem stand davor. Irgendetwas an seiner Haltung ließ ihn seltsam fremd erscheinen. Leon konnte nicht genau sagen, was es war. Aber bestimmt war er keiner der Bauern.

Da fiel Leons Blick auf zwei längliche Griffe, die über die Schultern der Gestalt ragten. Ein Dörfler, gerüstet mit Schwertern? Abgesehen davon, dass schon ein einziges davon einen unerschwinglichen Reichtum bedeutete, war es einfachen Leuten untersagt, Kriegswaffen zu tragen. Es musste also entweder ein reisender Soldat oder vielleicht der Dorfbüttel sein. Doch weder hatte Leon je davon gehört, dass Wettingen einen eigenen Büttel hatte, noch konnte er sich vorstellen, welcher wichtige Auftrag einen einzelnen Soldaten bei dieser Witterung auf die Straße trieb. Oder war er am Ende gar nicht allein unterwegs?

Plötzlich setzte sich die Gestalt in Bewegung und machte rasche Schritte in Leons Richtung. Der Junge beschloss, die Antworten auf seine Fragen besser gar nicht erst abzuwarten, drehte sich um und presste seine Schenkel in die Seiten des Pferdes. Schatten fiel sofort in einen leichten Trab. Der Schnee war hier durch viele Füße und Wagen platt und festgetreten. Leon war erleichtert, denn so würden sie besser vorankommen und das Dorf und den unheimlichen Mann schnell hinter sich lassen können. Einem Impuls folgend, drehte er sich noch einmal um und sah mit Schrecken, dass die Gestalt noch immer hinter ihm

